Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 18 — Gotha, 21. September 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Die verfolgte Gemeinde [Sp. 873] — Vom Alter der Liebe. Luther oder Gogarten? [Sp. 873] — Gedanken aus einer Pfarrerfreizeit (Jakob Kröker) [Sp. 882] — Aus R. Ottos Vortrag über die gemeinsamen Aufgaben des Protestantismus in der Gegenwart [Sp. 885] — Zum evangelischen Konkordat [Sp. 887] — Ketzergerichte [Sp. 893] — Noch einmal Pfarramt und Politik [Sp. 899] — Ein Wort an die religiösen Sozialisten [Sp. 901] — Der Weg der deutschen Republik. Ein Wort an Christen [Sp. 903] — Zu den vier vorstehenden Aufsätzen [Sp. 906] — Die Greiner-Bibel [Sp. 907] — Blunck's religiöse Stellung [Sp. 911] — Bücher und Schriften: Lindseys Kameradschaftsehe (Dennert); Zur Kassenforschung (Crookshank, Walther, Klaatsch, Konopacki); Vom Hirten zum Erfinder (Pupin); Mikroben-Jäger (de Kruif) [Sp. 914] — Wöchentliche Chronik [Sp. 916] — Verschiedenes: Eisenach; Die Marburger Tage; Deutscher Frauen-Almanach [Sp. 918] — Versammlungskalender [Sp. 918] — Anzeigen

Die verfolgte Gemeinde

Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolget werden . . .
Matth. 5, 10 f.

Wenn ihr um Wohltat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott.
1. Pet. 2, 19 ff., 3, 9 ff.

Elite, sahen wir, das sei eigentlich die Kirche. Nun scheint es oft, als möchte die Welt Elite nicht leiden. Das feine Volk der Athener hatte dafür eine vornehme Weise: das Scherbengericht. Sokrates mußte doch gar den Giftbecher trinken. Und Jesus?

Die Elite, die ihm nachfolgt, muß auf Gleiches gefaßt sein. Luther zählt unter den Merkmalen, an denen die unsichtbare Kirche sichtbar wird, das Kreuz. Er kann sich nicht genug darin tun, daß die rechten Christen es schwer haben auf Erden. — Es hat Christen gegeben (solche Menschen auch unter den Bekennern anderer Religionen), die haben sich mit Entzücken dem Leiden in die Arme geworfen. So etwas lesen wir von Jesus nicht. Man soll das Leiden nicht begehren, nicht mutwillig aufsuchen.

Aber wenn es der Kirche gut geht, soll sie aufmerken, ob sie auf dem rechten Wege sei. Und wenn es ihr schlecht geht, soll sie daran keine Ursache zu Zweifel und Ärgernis nehmen, sondern nur nach dem Einen fragen: aus welcher Ursache? ob sie „mit Christo leide"? und wenn ja, dann fröhlich und getrost sein.

Die Kirche hat sich oft verfolgt gefühlt, wo es nicht die Kirche war, die verfolgt wurde. Es genügt, an die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum zu denken, im Mittelalter. Das ging damals ins Große. Aber das gleiche Drama kann sich in der kleinsten Dorfgemeinde abspielen. Ja im schlichten bürgerlichen Dasein zwischen zwei oder mehr Gliedern einer Familie.

Die Elite bewährt sich unter dem Kreuz, d. h. wenn sie um Gerechtigkeit, um Wohltat, um Seinetwillen verfolgt wird. —

Hier könnten wir schließen. Aber wie, wenn die Welt uns *nicht* verfolgt? Wenn sie unsrer Gerechtigkeit, unsrer Wohltat, unsres Glaubens und unsrer Treue sich freut? Wenn sie darum ehrt und gar nicht mit Anerkennung und Danksagung kargt?

Elite muß auch das vertragen. Aber es ist eine große Versuchung für die, die es trifft. Schlechthin schelten soll man's aber auch nicht. Vielleicht, daß auch *so* das Reich Gottes kommt. R

Vom Alter der Liebe

Luther oder Gogarten?

1. Von dem Dogma, das Christentum entspringe aus dem Gebot der Liebe

Die geistesgeschichtliche Fragestellung nach der „Absolutheit" des Christentums führte sehr bald auf das wohl am wenigsten umstrittene Dogma des neueren Protestantismus, auf die Überzeugung: das Gebot der Liebe im Neuen Testament sei ein spezifisch christliches Gebot. Von hier aus werde die einzigartige Überlegenheit der Religion Jesu, die der Christus am Kreuz verbürgt und festgemacht habe, begründet. Von hier aus zieht man nun die sozialethischen Konsequenzen der Reich-Gottes-Arbeit. Jesus Christus als „Spiegel des väterlichen Herzens", als Unterpfand der unerschütterlichen Güte und rückhaltlosen Liebe Gottes zu den Sündern, fordert uns auf, dieser, der einzig wahren Gesinnung Gottes zu trauen und im eigenen Handeln dem Nächsten gegenüber auch wieder Liebe zu üben, die empfangene Liebe auszuteilen und weiter zu schenken. Aus der Berufstreue Jesu Christi quillt die schöpferische, mit der Gnade in eins gedachte sittliche Freiheit; die Freiheit zur Treue im eigenen Beruf. Liebe zu üben ist die spezifische Pflicht des Christen.

Der Gehalt dieser Auffassung ist keineswegs ein „liberalisierender". Schon lange vor Ritschl war die Lehre vom „christlichen Gebot" der Liebe in den verschiedenen Richtungen der protestantischen Theologie Gemeingut, sie hat machtvollen Ausdruck gefunden in *Holls* Lutherdarstellung und ist weiter in Kraft — so nachdrücklich wie nur je in der liberalen Tradition — in *Gogartens* Lehre von der Schöpfung und der Erlösung.

2. Holl und Gogarten

Holl sagt deutlich, Luther habe seinen „Neubau der Sittlichkeit" auf das „Gesetz der Liebe" gegründet. Dem ist zuzustimmen. Luther hat tatsächlich der Scholastik und der katholischen Bußpraxis einen damals unerhörten sittlichen Ernst entgegengestellt. Das ist keine konfessionelle Behauptung, sondern quellenmäßig erwiesen. Und ebenso eindringlich hat Holl gegenüber gewissen überspitzten Formulierungen von Troeltsch und Max Weber dargetan, daß Luthers Maßstab bei jeder ethischen und sozialpolitischen Neuordnung das Gesetz der Liebe war. Wir bestreiten ausschließlich die als selbstverständlich erscheinende Voraussetzung der Hollschen Argumentation: daß nämlich „außerhalb des Christentums das sichere Richtziel der Liebe fehle". Das ist nach Luther nicht der Fall[1]).

Worum es hier grundsätzlich geht, wird am deutlichsten bei Gogarten. Er gibt in seiner Lehre von der Schöpfungsordnung eine sehr eindeutige Variation des genannten neuprotestantischen Dogmas. Die These lautet: An Gott den Schöpfer glauben heißt an Gott den Erlöser glauben und umgekehrt — aber nur von der Erlösung her ist die Schöpfung erkennbar. Diese Dialektik von Erlösung und Schöpfung, analog derjenigen von Gnade und Sünde, ist das Schibboleth der dialektischen Theologie. Daraus folgt konsequent: Sozialethisches Handeln und aller

[1]) Vgl. hierzu und zum Folgenden meinen Aufsatz über „das christliche Liebesgebot und die lex naturae", Zeitschrift für Theologie und Kirche 1928.

„Neubau der Sittlichkeit" im Einklang und im Namen des Evangeliums ist möglich nur von der Erlösung her; „außerhalb des Christentums fehlt das sichere Richtziel", wie Holl sagt. Es ist also „die Schuld der Kirche gegen die Welt"[2]), die reine Verkündigung aufgegeben zu haben. Dadurch wurde die Welt um die einzige Möglichkeit, ihre Ordnungen zu erkennen, betrogen. Nur wenn Deutschland das Ich-Denken des Idealismus preisgibt und stattdessen im Schema Du-Ich denken lernt, nur dann kann Deutschland, kann Europa der sozialpolitischen Katastrophe entgehen.

Man wird fragen dürfen, ob nicht diese Einstellung gegenüber den Mächten unserer Zeit, gegenüber dem entfesselten Nationalismus und der entfesselten Internationale des Kapitals, der Revolution und des Faschismus, an Luthers „Bauernmißtrauen gegenüber der Kapitalwirtschaft" (Max Weber) erinnert. Von Luthers grundsätzlicher sozialethischer Einsicht können wir aber trotz dem genannten „Bauernmißtrauen" sehr viel lernen, können wir gerade gegenüber ideologischen Programmen alles lernen.

3. Das Programm „Erlösung — Schöpfung" in der Praxis

Wenn irgendwo, dann ist im Bereich der Sozialethik mit dem Gegebenen zu rechnen, d. h. mit den Dingen und den Menschen, so wie sie tatsächlich sind. Eine theologische Behandlung des Problems, die nicht utopisch sein will, hebt an mit Luthers Einsicht: „Die Christen wohnen fern voneinander."

Wo nun die rechten, vollkommenen Christen nicht wohnen, wo etwa Menschen vor Gericht um Gut und Ehre „zanken", wo den Gläubigen nicht der starke Glaube gegeben ist und also der Einzelne das Seine festhalten und mit Gewalt wiederhaben will, wo auch die Ungläubigen ganz dasselbe tun (aber ohne unter der Schuld ihrer Schwachheit zu seufzen und ohne des Kreuzes zu harren), überall da ist die Welt und der Fürst dieser Welt übermächtig über den Einzelnen und die Gemeinschaft — aber ebenda und in eben dieser Situation muß gerade dem Chaos entgegengetreten werden, soll nicht alles drunter und drüber gehen, sollen nicht die schwachen mit den starken Christen samt allen Nichtchristen in einem Abgrund verschlungen werden. Hier abwarten zu wollen, bis Alle zu rechten Christen würden, hier erst umständlich — wem ist Gogartens Christologie durchsichtig? — die Erkenntnis der Schöpfungsordnung von der Erlösung her predigen, das hieße, um ein Bild Luthers zu gebrauchen, die brandschatzenden Türken durch eine Abordnung von Theologieprofessoren beschwichtigen wollen, das hieße wahrhaftig: in einem brennenden Hause, anstatt die Weltkinder im Namen des gesunden Menschenverstandes zur Löscharbeit aufzurufen, sie selbst dirigieren oder sich von ihnen dirigieren lassen, vielmehr die „Schuld der Kirche gegen das brennende Haus" erörtern, weil nur von der Erlösung her sichtbar werde, was der Feuerwehrstand im Rahmen der Schöpfungsordnung bedeute.

Wir alle kennen das brennende Haus: es ist diese unsere Welt von heute, gestern und morgen. Das Feuer, das in ihr wütet, fragt nicht im Geringsten danach, ob das Evangelium lauter oder verfälscht verkündet werde, ob idealistisch oder antiidealistisch gedacht wird. Nach Luther läuft dieser Brand im Gegenteil um so wilder gegen die Menschen an, je fester sie zu der Verheißung stehen. Hat denn der aufstrebende moderne Kapitalismus, dessen „geschwinde Tücken und Fündlein", dessen „wucherische" Zinsgeschäfte und Monopole Luther als Satanswerk fürchtete und verfluchte, hat denn das längst vor der Reformation beginnende Eigen-Wesen der Kultur sich auch nur im geringsten an das wiederentdeckte Evangelium gekehrt?

[2]) Vgl. die Besprechungen der so betitelten Schrift Gogartens durch Knittermeyer und v. Jüchen CW 1929 Nr. 10.

4. Historische Einsichten

Hat die Welt sich damals den Schöpfungsglauben „sagen lassen"? Keineswegs. Wann aber hätte jemals nach Gogartens eigener Meinung das brennende Haus und sein Feuerwehrstand eine bessere Gelegenheit gehabt, von einem nicht nur rite sondern auch prophetice vocatus, von einem „biblisch-reformatorischen" Vertreter der gereinigten Kirche das Entscheidende sich sagen zu lassen! Wir wissen, wie Luther über die Fugger dachte. Ihre Unternehmungen und Spekulationen konnte das nicht beirren. Die Schwärmer aber verhöhnten das „geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg". Die Bauern schlugen los und schrien nach dem roten Hahn. Dreierlei ist hieran abzulesen.

1. Zu Luthers Lebzeiten waren alle von Gogarten geforderten Bedingungen der — schon damals dringend nötigen! — sozialethischen Erneuerung gegeben. Was haben sie genützt? Gar nichts. Die Bauern, Schwärmer und Wiedertäufer wurden weder in Deutschland noch in der Schweiz noch sonst irgendwo durch eine Dialektik von Erlösung und Schöpfung zur Vernunft gebracht, in ihre alten, mehr oder weniger beneidenswerten „Schöpfungsordnungen" zurückgeführt, sondern sie wurden von Landsknechten niedergeschlagen, mit Foltern, Rädern und zu Tode Räuchern zehnmal so eindringlich bestraft, wie sie selbst zuvor gegen die Obrigkeit gewütet hatten.

2. Das damals weithin im Blut erstickte, aber keineswegs vom Frieden des Evangeliums gelöschte Feuer hat weitergeglommen — man denke besonders an den Kapitalismus und seine Folgeerscheinungen — und ist an immer neuen Ecken und Enden aufgeflackert und hervorgebrochen. Luther hat selbst um das tiefere, ungelöste Problem der gewaltsam überwundenen Bauernkrisis gewußt. Er hat den „Herren" gedroht, bei ihrer Maßlosigkeit werde Gott gewißlich noch einmal den „Pöfel" über sie bringen. Ob das in späteren Revolutionen eingetreten sei, kann man natürlich mit demselben Rechte leugnen, wie es behauptet wurde. Jedenfalls ist es unsere geschichtliche Situation, daß derselbe Fürst dieser Welt, den Luther vor sich hatte, dieselben Ordnungen, die er damals nur erschütterte, heute völlig zu Boden gelegt hat. Anderseits wissen wir: Der Baum, der stürzte, war längst morsch.

3. Tatsächlich besteht nun aber die Welt weiter — trotz Inflation und Bürgerkriegen. Und sie wird weiter bestehen. Gott hält fest an ihr, so lang er will. Wo alte Ordnungen stürzen, sind längst die neuen da. Ob die Obrigkeit diese oder jene sei, ob das Denken der Menschen idealistisch oder antiidealistisch ist, tut hier gar nichts zur Sache. Hinge die Schöpfung davon ab, so wäre die Menschheit längst zu Grunde gegangen.

5. Zur heutigen Lage

Es ist ein Märchen, die Haltlosigkeit z. B. der Jugend von heute als etwas nie Dagewesenes hinzustellen. Dieselbe Verwahrlosung der „alternden Welt", nur in anderen Formen, war schon das schmerzliche Thema der Reformatoren. Gewiß sind etwa Ehenöte und Sexualprobleme gegenwärtig besonders aktuell. Aber der angebliche Zusammenbruch von morgen betrifft eine Krisis von gestern, die heute schon überwunden wird. Daß eine Umwälzung wie die in der Stellung der Frau nicht ohne heftige Erschütterungen werde vorüber gehen können, war nach Analogie jeder beliebigen geschichtlichen Umwälzung vorauszusehen. Die neue Stellung der Frau ist inzwischen eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Auf die Französische Revolution zu schelten ist also überflüssig, weil zwecklos. Wo aber in diesen und anderen Zusammenhängen tatsächlich jene „vollendete Auflösung" aller „Eheverhältnisse" eingetreten ist, handelt es sich, ganz einfach ausgedrückt, um ein Armutszeugnis für die Männerwelt,

die mit dem Zusammenbrechen ihrer bisher „schöpfungsgemäß" verbrieften autoritativen Stellung offenbar Balance und Führung verlor. Im übrigen ist im Namen der jungen Generation mit Nachdruck zu sagen, daß sie Ibsen und Strindberg, das Problematisieren der Jugendbewegung und das anspruchsvolle Menetekel des Theologen hinter sich läßt. Man nimmt die Ehe wieder um vieles nüchterner als bisher: als Aufgabe. An ihr zu scheitern ist blamabel — aber tragisch nimmt man diese Möglichkeit nicht. Diese gewiß nur weltliche Nüchternheit ist das beste soziologische Unterpfand dafür, daß die Aufgabe richtig eingeschätzt und also bestanden wird.

Das Programm der altertümelnden Ständeethik sollte doch mit dem letzten Hörnerklang des letzten Postillons endgültig verklungen sein. Es ist Romantik, das patriarchalische Grundschema der deutschen Vergangenheit für allein schöpfungsgemäß zu erklären. Der ins Ungeheuerliche verschärfte Existenzkampf verlangt gebieterisch, daß Jeder danach trachte, den Platz zu finden oder sich selbst zu schaffen, wo seine Gaben der Gemeinschaft am besten dienen. Ein Jeder ist und bleibt nun einmal für das Leben individuell befähigt: trotz der Verdammung des „leidigen, hochmütigen, teuflischen" Individualismus. Warum sollte ein Handarbeiter nicht Kopfarbeiter werden, warum nicht der Pfarrerssohn Industrieller, wenn ihre Fähigkeiten auf diesem Gebiete liegen[3])? Der gesunde Menschenverstand fordert heute als Sachwalter der Schöpfungs-„Ordnung" (daß „einer mit dem anderen" und alle miteinander „müssen fortkommen können" Luther): wenn Männer, welchen „Standes" auch immer, das Zeug dazu haben, den Ausgleich zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu „ordnen", so müssen sie dieses tun, als immer neu abgeordneter Stand der Schlichter, und wäre es jeweilen auf unerhörte, bisher unstandesgemäße Weise.

Das sozialethische Gebot, das an diesem und allen anderen Punkten den Ausschlag gibt, ist mächtig, erkennbar und wirksam in jedem Menschen, bei dem Herz und Kopf vereint dasjenige Gebot erfassen, welches als Summe des Gesetzes älter ist als Christentum und Bibel, aber gewiß von Christus aufgenommen und bestätigt wurde: das Gebot der Liebe „Was du willst daß dir die Anderen tun, das tue ihnen auch. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Aus diesem natürlicherweise einsichtigen Gebot stammt die Kraft aller Ordnungen und Organisationen, die der Schöpfer will. Aus diesem Gebote können und müssen die menschlichen Ordnungen sich verjüngen lassen, von ihm her sich wandeln und lenken lassen, so wie jede Zeit und ihre Not es bedingen; je nachdem wie die Menschheit zur unausgesetzten, immer neuen Selbsthilfe und Selbsterhaltung gezwungen ist. Mit anderen Worten: Das Fundament sozialen Handelns wird nicht durch die Kirche „von der Erlösung her" aufgedeckt, sondern es ist natürlicherweise, allgemein menschlich gegeben; es ist „humanistisch" erkennbar. Das wird genauer zu erörtern sein.

Aufgabe und Nutzen der evangelischen Predigt hingegen liegen an einer ganz anderen Stelle. Als Verheißung warnt sie uns alle davor, jene „an sich heiligen" Ordnungen der Pflichterfüllung und Hilfeleistung metaphysisch zu verabsolutieren, als einen „Weg zur Seligkeit" mißzuverstehen. Wir kommen auf diesen Punkt zurück.

[3]) Es ist anzuerkennen, daß Gogarten sich bisher scheut, die konkreten Konsequenzen seiner Position zu ziehen. Im Einzelnen kann man hier also nur raten. Im Grundsätzlichen aber tendiert Gogarten, wenn auch ungeklärt, auf F. J. Stahl und sein „christliches Naturrecht" und die daraus folgende „Ständelehre". Mit anderen Worten: Gogarten gibt entschlossen die von Holl erarbeitete Erkenntnis preis, daß Luther einen „christlichen Staat" sowenig kennt wie ein „christliches Schusterhandwerk", also Ständeordnungen „von der Erlösung her" so wenig wie ein Schuhmachen „von der Erlösung her" — beides aber gewiß „von der Liebe her".

6. Die natürlicherweise erkennbare Schöpfungsordnung

Das Gebot der Liebe ist mit der Schöpfung selbst gegeben, es verfaßt und meistert alle Gesetze und Ordnungen in der Welt. Denn es ist „die Natur und ihr Gesetz, das da spricht: Was du willst, daß man dir tu usw." (Luther, WA 2, S. 120). Hier, Matth. 7, 12, „hat Christus ausdrücklich das ‚Gesetz der Natur' für identisch erklärt mit ‚Gesetz und Propheten'". Das 3. Mose 19, 18 ‚geschriebene' Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, besagt ganz dasselbe. Es gibt nur ein Gesetz, das alle Zeiten übergreift, allen Menschen bekannt ist, in aller Herzen geschrieben steht (WA 2, 575 ff). Gottes „Canones (die zehn Gebote) stecken in unserm Fleisch und Blut: Was du dir willst getan haben, das tue Andern wieder." „Mit der Richtschnur und Winkelmaß hat er die ganze Welt gezeichnet; welche darin bleiben, wohl denen. Denn Gott verlohnt es ihnen, und der Belohnung kann ein Türke und Heide sowohl teilhaftig werden als ein Christe. Doch mit dem ewigen Leben hat es eine andere Meinung" (WA Tischreden 2, 271). Wie herrlich rühmt doch Luther dies aller Welt bekannte Gesetz der Liebe! „So ist nun dies Gebot der Liebe ein kurz Gebot und ein lang Gebot, ein einig Gebot und viel Gebot. Es ist kein Gebot und alle Gebot; kurz und einig ists an ihm selbst und des Verstandes halben bald gefaßt. Aber lang und viel nach der Übung, denn es begreift und meistert alle Gebot." „Das alles darum, daß wir wissen und lernen sollen kein Gebot, kein Werk weiter halten noch achten, denn sofern die Liebe das fordert." Gewiß „müssen auch mancherlei Gebot sein, damit die Werk verfasset werden. Also (je)doch, daß Liebe ihre Macht behalte und Überherr sei über solche Fasser und heiße die Werk lassen und fassen, wo es für sie dienet, und kein Werk bleibe noch gehe, sie wolle denn. Das laßt uns an einem Fuhrmann lernen ... (er muß sich mit seinem Wagen nach dem wechselnden Wege richten und nicht der Weg nach seinem Gespann)" (WA 17, 2, 95). Das heißt also: Jede Schöpfungsordnung wird sinnlos, wenn nicht fort und fort die Liebe sie meistert und ordnet.

Prüfstein und Maßstab der Schöpfungsordnung trägt jeder Mensch als „natürliches Gesetz" im eigenen Gewissen. Zum Entsetzen Gogartens muß es gesagt sein: Dieser Maßstab ist ohne Weiteres, er ist „humanistisch" erkennbar, er ist für den Einzelnen „von sich aus" und mit nichten „vom Du her" erschließbar. „Dies Gebot der Liebe gibt" eben gerade unzweideutig das eine „recht lebendig Exempel, nämlich dich selbst (!), das Exempel ist ja edler denn aller Heiligen Exempel (und alles Du-Seinsverständnis). Denn dieselben sind vergangen und nun tot. Dies Exempel geben, das in dir selbst so tief steckt, ja du Liebe deins selbst, die siehest du und fühlest du!" „Siehe, wie hätte er dir kunt ein näher, lebendiger und kräftiger Exempel geben, das in dir selbst so tief steckt, ja du selber bist, gleich so tief als auch das Gebot in deinem Herzen geschrieben steht" (WA 17; 2, 102). „Also daß du selbst deine Bibel, Meister, Doktor und Prediger bist." „Richte dich nur danach, so wirst du weise und gelehrt genug sein über aller Juristen Kunst und Bücher" (WA 32, 495).

Die Erhaltung der Menschheit ist fort und fort menschenmöglich. Sie bleibt immer und ewig Sache der Pflicht und der Humanität[4]). Dieser Dienst ist an sich — in all seinen unterschiedlichen Wegen und Weisen — gottgewollt und heilig: wofern er nur quillt aus dem Gesetz der Liebe, „des alle Vernunft voll ist". Wenn du aber der Liebe und Natur Recht aus dem Auge tust, wirst du es nimmermehr treffen, daß es Gott gefalle, wenn du auch alle Rechtsbücher und Juristen gefressen hättest" (WA 11, 279).

[4]) Die Frage der „christlichen" Wirtschaftsethik wäre also von hier aus mit G. Wünsch prinzipiell zu erörtern. Vgl. meinen Besprechungsaufsatz „‚Evangelische Wirtschaftsethik' und Philosophie". 1929 Nr. 8. Theol. Blätter.

7. Systematische Konsequenzen

Luther treibt anders Ethik, als wir sie heute behandeln. Er gibt Ratschläge, wir diskutieren die Probleme. Er antwortet dem „gemeinen Mann" mit praktischer Lebensanweisung, die ohne Weiteres durchgeführt und erprobt werden kann. Wir fragen, um zu antworten, und antworten, um zu fragen; denn so verfährt die Wissenschaft. Luther sieht also in der sozialethischen Unterweisung gar kein „Problem der Ethik" (geschweige von Erlösung — Schöpfung). Seine Aufmunterung zu den „bei Menschen" möglichen Werken der weltlichen Gerechtigkeit, seine Bemerkungen zur Regelung und Ordnung der Lebensführung haben mit der heutigen systematisch-wissenschaftlichen Thematisierung des ethischen Problems schlechterdings gar nichts gemein. Weder wird die transzendentale Begründung einer formalen Gesinnungsethik aufgezeigt, noch wird materiale Wertschau in der ihr eigenen Nuancierung getrieben. Hier wird überhaupt nicht logisch geforscht und phänomenologisch erlebt. Auch weder eine theologische noch eine philosophische Anthropologie wird expliziert. Von existentieller Seinsauslegung im Stile des ewig mit sich selbst Beschäftigtseins eines Kierkegaard ist am allerwenigsten die Rede. Vielmehr spricht hier ein philosophischer Laie als praktischer Ratgeber für Laien. Es ist ganz unmißverständlich: in seiner sozialethischen Auslegung des Liebesgebotes ist Luther auch in theologischer Hinsicht durchaus den Laien ein Laie.

In diesem Sinne sollte die theologische Sozialethik offenbar überhaupt vom Gegebenen ausgehen. Gegeben aber ist ihr in erster Linie der Mensch als „Ich", als Individuum. Es ist eine soziologische Illusion, zu behaupten, das Ich lebe primär vom Du her. „Jeder ist sich selbst der Nächste." Das ist der ungeheuerliche Tatbestand. Aus diesem Grunde heißt es: „Was ihr wollt usw.", „liebe wie dich selbst". Aber geboten wird nun in diesen Worten gerade nicht die Kultivierung der Eigenliebe (vgl. WA 2, 575 ff.). Diese ist als Selbstsucht, als concupiscentia, immer zuvor schon da. Die Eigenliebe wird von der Sozialethik nicht gefordert sondern genutzt; so wie die rohen Elemente und Naturkräfte oder wie Tiere in den Dienst der Gemeinschaft gestellt werden: der vorhandene Maßstab des Sich-selbst-liebens wird angewandt, er wird zur menschenmöglichen Eindämmung des Egoismus verwertet. Gogartens christologische Verabsolutierung des Du hingegen rächt sich in der Sozialethik. Sein Antiidealismus erweist sich als grundsätzlich in der Christologie destruierbar und als praktisch in der Sozialethik antiquisierend [5]).

[5]) Vgl. zur Frage der Christologie, Kapitel 6 meiner Schrift „Erfahrung und Glaube bei Luther". Hinrichs, Leipzig 1929. — Knittermeyer hat (a. a. O.) sehr recht: die „diskussionslose Vormachtstellung des Du" ist unhaltbar. Seine „transzendentale Kritik" trifft sich mit der Grisebachs. — Man beachte hier den Unterschied in Begriff und Aufgabe der „Sozialethik als praktischer Lebensanweisung" bei Luther und der „kritischen Ethik" Grisebachs, deren Gegenstand die unaufhebbaren „Konfliktsstoffe" in Familie, Schule und Staat, in Erziehung, Kultur und Weltanschauung sind. „Ethische Existenz", „Gegenwart", der philosophische Grenzbegriff bei Grisebach, ist theologisch gesehen mit dem Begriff der wirklichen Erfüllung des Gesetzes im Glauben identisch. Infolgedessen sagt Grisebach mit Recht, der Begriff der Kreatürlichkeit gewährleiste deshalb noch keine ethische Existenz, weil er die Voraussetzung der individualistischen Existenz ist (Gegenwart. Eine kritische Ethik. 1928, S. 563 ff.). Die „Satanie" des Humanum bleibt, wo immer das Selbst als das Maß aller Dinge im Namen des Absoluten maß-gebend sein, d. h. den Andern bergewaltigen will. Hier löst Grisebach die metaphysische An-maßung jeder systematischen Ethik kritisch auf. — Mit dieser Aufgabe stößt sich in keiner Weise der sozialethische Aufruf zur praktischen Lebensgestaltung, welche „heilig" ist nicht als Tat des Glaubens (= „ethische Existenz"), sondern weltlich bleibt und die individualistische, sündige Existenz einsetzt zur Erhaltung der Gemeinschaft, indem sie das humanistische „Maß" des Selbst im Sinne von Matth. 7, 12 nutzt. Dieses Maß ist die allein legitime Voraussetzung jeder Organisation und Exekutive im Dienst an der Ordnung der Schöpfung.

Christlich aber ist die Sozialethik, sofern sie darum weiß, daß auch die feinste und edelste Umschaltung und Transformierung des Selbst-liebens auf die Bahn der seelisch-kulturellen Förderung des Nächsten niemals die Sünde der menschlichen Selbst-sucht überwindet. Vergessen wir es nicht: die Beseitigung der Sünde mit der Ethik verknüpfen, das hieße das Gesetz zum Erlöser machen und das Evangelium vom Kreuz für unnütz erachten.

8. Praktische Konsequenzen

Als wichtigste Folgerung für die Praxis ergibt sich aus Matth. 7, 12: Weltanschauliche Argumente gehören — auch wenn sie eine Sozialethik begründen — nicht in die Sozialpolitik. Fruchtbare Sozialpolitik ist möglich nur als Zusammenarbeit, als friedwilliges Ringen der einander entgegengesetzten Interessengemeinschaften. (Wenn Gogarten „Interessenpolitik" an und für sich als Ergebnis des idealistischen Individualismus hinstellt, so entspricht das der Behauptung: das selbst-ständige Gehen des Individuums sei eine traurige Folge des Idealismus.) Kein Mensch will nun, daß seine Mitmenschen im Namen des Absoluten gegen ihn auftreten und argumentieren, einen Kreuzzug der Weltanschauung gegen ihn eröffnen. Daraus folgt: entweder wechselseitiges Aufeinandereingehen und gemeinsames Verhandeln der sozialen Probleme oder aber weltanschauliche Bekehrungsversuche und zuletzt die Diktatur! Aber auch für den sozialpolitischen Aufbau einer Diktatur bleibt es dabei: Wo weltanschauliche Vollmachtsansprüche erhoben werden, ist Gemeinschaft zwischen ungleich Denkenden unmöglich, ist Zusammenarbeit und sozialer Aufbau ausgeschlossen. Die gespannte Atmosphäre kann aber entgiftet und die gegenseitige Überempfindlichkeit in ruhige Achtung gewandelt werden, wenn ganz schlicht das Gebot der Liebe beherzigt wird. Ohne diese Sachlichkeit ist jede praktische sozialpolitische Bemühung von vornherein zum Scheitern verurteilt. Sowohl der Sozialist wie der Kapitalist darf also mit gutem Gewissen für seine, dem Gemeinwohl zugedachten Vorschläge eintreten — die Not und die Notwendigkeit immer neuen Ausgleichs bleibt im Rahmen der Schöpfungs-ordnung, der immer neu zu „ordnenden" Gemeinschaft bestehen. Wie dieser Ausgleich von Fall zu Fall gefunden werden müsse, kann die Sozialethik so wenig wie die Dogmatik angeben.

Dennoch vermag hier die Kirche der Welt einen unschätzbaren Dienst zu leisten. Zwar nicht einen direkten Dienst, wie Gogarten meint: als ob die Kirche die besondere, sakrale Hinterbauung eines an und für sich „weltlichen" und nie als „christlich" erkennbaren Handelns zu geben hätte. Die Predigt der Ständeordnung wird vielmehr zum Parteiprogramm, weil sie eine zufällige soziologische Ordnung „von der Erlösung her" verabsolutiert. Der Dienst der Kirche ist im Gegenteil ein streng indirekter. Die Predigt der Sündenvergebung gibt den Hinweis darauf, daß die verschiedenen, prinzipiell berechtigten, weil aus dem Gebot der Liebe stammenden Lösungsvorschläge und Verordnungen sich nicht verabsolutieren dürfen; denn keine von ihnen ist der Weg zur Seligkeit. Luthers Unterscheidung zwischen heilig (durch das Wort des Schöpfers bestätigt) und selig (im Glauben an das Kreuz Christi) wird hier wichtig. Alle der Gemeinschaft dienenden, im Dienste der Liebe stehenden „Stifte und Orden" (Familie, Staat, Predigtamt ...) sind „in Gotts Wort und Gebot gefasset. Was aber in Gotts Wort gefasset ist, das muß heilig Ding sein. Denn Gotts Wort ist heilig und heiliget alles, das an ihm und in ihm ist". Aber: „Es mögen auch Gottlose wohl viel heiliges Dinges haben, sind aber drum nicht selig drin." „Denn es ist gar viel ein anders, heilig und selig sein" (WA 26, 505).

Die sozialpolitische Auseinandersetzung darf weder einen sittlich „christlichen" Maßstab noch eine sakrale Ver-

absolutierung des einen Partners von der Erlösung, von der Seligkeit her kennen. Sondern das sozialethische Tun wird allerseits geregelt durch das heilige Gebot der Liebe, das älter ist als Christentum und Bibel — das so verschieden vergegenständlicht und gewendet werden kann, wie die Situationen der Menschen verschieden sind, das aber für die Anwendung aller Ordnungen und Beschlüsse immer nur ein und dasselbe Gebot der individuellen Rücksichtnahme und der Sorge für das Ganze, d. h. also der jeweiligen Vermittlung beider, gibt: weil so jeder Mensch sich selbst und die Seinen geliebt wissen will.

9. Das Verhältnis von Christentum und Gesetz der Liebe

Die Formulierung, das Gebot der Liebe sei älter als Christentum und Bibel, will keineswegs leugnen, daß dieses Gesetz in der Bibel einen besonderen Platz hat. Es wäre so belanglos wie unsinnig zu sagen, das Gebot der Liebe sei in der Bibel Alten und Neuen Testamentes nur literarisch rezipiert worden. Aber entscheidend ist, daß Liebe als Grundgesetz der Welt auch außerhalb der biblischen Religion erfaßt wurde und wird. Matth. 7, 12 ist ein Menschheitswort. Das Gesetz der Liebe ist das spezifische sozialethische Gebot aller Schöpfungs-ordnung menschlich denkbarer Gemeinschaft. Es ist das allgemein menschliche, das spezifisch humanistische Gebot. Gottes Gesetz ist immer und ewig ein und dasselbe. Es ist nicht teilweise ein vorchristliches, um sodann christlich ergänzt zu werden. Das Evangelium ergänzt nicht das Gesetz, es verheißt die Erfüllung des Gesetzes.

10. Die christliche Liebe

So abwegig es ist, von einem „christlichen Liebesgebot" zu sprechen, so eindringlich muß die Einzigartigkeit seiner wirklichen, lauteren, ungestückten Erfüllung verkündet werden: Die Tat der christlichen Liebe, die unüberholbar ist, aller Pflichterfüllung weit voraus und überlegen. Denn die Liebe als Frucht des Glaubens ist mit der „an sich heiligen" Liebestätigkeit, deren „alle Vernunft voll ist", niemals identisch. Die allgemein menschliche Liebe ist und bleibt, ihrem humanistisch-individualistischen Maßstab entsprechend, der Selbstsucht des ichbezogenen Menschen verhaftet. Dieser Dienst der Liebe, der gewiß die Menschheit in allen Zonen zu allen Zeiten erhält, beseitigt niemals die Sünde! Die besonnenste Zwangslösung aller Konflikte, die friedfertigste, liebevollste Vermittlung zwischen individueller Rücksichtnahme und der Sorge für das Ganze, löst nie das eigentliche Problem des menschlichen Lebens, beseitigt niemals den wirklichen Schaden. Alle rechtlichen, sozialpolitischen, lebenstechnischen Ausgleiche sind notwendige, heilsame und gottgewollte Maß-nahmen, aber die Menschen, die wohl oder übel dieses Maß an-nehmen und seine Berechtigung auf Grund ihrer eigenen Selbsterfassung er-messen können, behalten den Stachel einer ungebändigten uner-meßlichen Selbstsucht und Selbstliebe im Herzen. Darum ist die Durchführung und die Hinnahme auch der gewissenhaftesten Beschlüsse, auch der spirituellsten Förderung des Nächsten, durchsetzt von Eitelkeit und von Wohlgefallen oder Bedauern mit sich selbst — eine gefärbte, gestückte Liebe, „in unserem Garten gewachsen".

Erst wenn ein Mensch hieran, an der Erkenntnis dieser seiner Sünde verzweifelt, beginnt ein Neues. Erschrickt er gerade über seine Liebe und ihr Tun — die Anlässe solcher Not und die Zeiten dieser jeweils neuen Erkenntnis hat Gott sich vorbehalten —, so verzweifelt er an allem Menschenmöglichen, weil ihm der Maßstab seines Tuns, weil er selbst zerbricht. Hier ist das Kreuz, die Offenbarung derjenigen Gnade, die allein vom Evangelium verheißen wird, nahe herbeigekommen. Doch nicht so, als ob der Mensch dann aus seinem Dienst und Beruf liefe und die Türe des Kämmerleins hinter sich zuschlüge. Er bleibt in seinem Amt und tut dieselben Werke wie zuvor. Aber wo immer er in seinen Maß-nahmen natürlicherweise in Selbstsucht maß-gebend wäre, kann er das nun nicht mehr. Denn Gott ist es, der nach seinem Ratschluß und Ermessen das, was Menschen „von sich aus" messen, was sie ver-messen, be-messen und bei-messen, zerschlägt. Und nur in dem Gottes-Maße, als das Menschen-Maß zerschlagen wird, gibt es die im Glauben wirkliche Erfüllung des Gesetzes. Hier und dann gehört der Erschrockene zu den selig Gepriesenen, die auch allein unbesehen die ungestückte, ungeheuchelte Liebe üben und, ohne noch dem Gesetz der Pflicht zu unterstehen, all das tun und immer schon getan haben, was nach der Bergpredigt Gottes Wille ist.

So ist denn das Gebot der Liebe und die zwiefache Weise seiner Erfüllung, die mannigfach „menschenmögliche" und die eine „allein im Kreuz wirkliche Erfüllung", klar voneinander zu scheiden.

Jena Hans Michael Müller

Gedanken aus einer Pfarrerfreizeit

Gottes Botschaft ist immer Evangelium. Der Mensch aber, der sich nicht in dies Evangelium hineinziehen läßt, kann gar nicht anders als aus dem Evangelium ein Gesetz machen. So wird auch aus dem Evangelium des Neuen Testamentes von Seiten des Menschen, der sich nicht in die Kraft dieses Evangeliums hineinziehen läßt, ein Gesetz gemacht. (Als Beispiel könnte man anführen, daß das Evangelium in der Orthodoxie zu einem Lehrgesetz, im Pietismus und Methodismus leicht zu einem Erlebnisgesetz wird.) Denn Gott geht sozusagen nie einen Weg zweimal. Der Mensch aber, der den Weg Gottes zu sich einmal an einer Stelle sieht, macht aus diesem Weg Gottes nun seinen Weg, eine Methode. Es gibt aber keinen Weg des Menschen zu Gott, sondern nur einen immer erneuten Weg Gottes zu den Menschen, eine immer erneute Fleischwerdung des Wortes, des Christus, der bei Gott, der Gott selber ist. Wege, Methoden, die Gott einmal brauchen konnte, um zum Menschen zu kommen und ihm sein Heil und seine Kraft zu vermitteln, werden leer und inhaltlos, sobald der Mensch nicht auf den Gott schaut, der diesen Weg mit ihm geht, sondern krampfhaft nur noch auf den Weg blickt. Gott geht seinen Weg zu uns bestimmt auch in der theologischen Bewegung und Wirrnis der Gegenwart, wehe uns aber, wenn wir nun unserseits unseren Weg daraus machen und in diesem Wege Genüge finden.

Ich möchte diese Gedanken einmal anwenden auf die Theologie Karl Barths. Man hört m. E. nach in Theologenkreisen viel zu wenig die Botschaft heraus, die einseitige Botschaft. Man ist in der größten Gefahr, auf der Seite der Barthianer eben wieder diese Theologie, also einen menschlichen Weg, zu dem Weg zu machen, der doch nur Christus sein kann. Man verkennt ganz, daß Barth wenigstens in seiner ersten Zeit seine Theologie nur als „Randbemerkung" gegeben hat, daß der ganze Sinn der „Dialektik" meines Wissens der ist, sozusagen, in unserem menschlichen „System" den Platz freizuhalten für das Reden Gottes selber, das aber mit keinen menschlichen Kunststücken, Mitteln und Wegen herbeigeführt werden kann. Schließlich, daß auch der Sinn seiner Dogmatik der ist, daß Gott den Weg zu dem Menschen geht, seinen Weg in Christus, und daß dieser souveräne Gott sich vorbehalten hat, sein Wort selber zu sprechen. Der Sinn unseres Redens kann nur der sein, Gott nicht im Wege zu stehen, wenn er durch uns reden will, sozusagen Gott den Platz freizuhalten.

Was folgt aus obigen Gedanken für unsere Verkündigung in der Gegenwart?

Dies vor allem, daß wir zunächst einmal mit unseren selbstersonnenen Gedanken und Wegen schweigen lernen vor dem redenden Gott. Oder sollte Gott heute nicht reden? Weil die Kirche noch vielzuviel selbst redet rein aus dem Menschlichen heraus, darum hat sie weithin noch

nicht die entscheidende Botschaft für die Zeit gefunden. Denn sie ist von Gott berufen, der Prophet der Gegenwart zu sein. (Machen wir auch hier wieder die Anwendung: In unserer Kirche sind so Viele, die einfach am Ewig-Gestrigen hangen bleiben. Im Gegensatz zu ihnen stehen dann, die mit der Zeit gehen, die Heutigen. Der Prophet aber, der sich am Lichte Gottes orientiert, ist der Führer von Morgen, der, der eine Zukunft ungeboren in sich trägt, die eines Tages ans Licht tritt.) So müßte sie auf die Prophetenwarte treten, den Ort, der durch drei Dinge gekennzeichnet ist: durch das Reden Gottes, das Schweigen des Menschen und das Hören des Glaubens.

Fragen wir in concreto: Wo redet Gott zu uns? so wäre darauf zu antworten: Durch das Wort der Heiligen Schrift zunächst. Aber sie ist doch durch die historische Forschung erbarmungslos ihres göttlichen Nimbus entkleidet, und ist dies nicht Biblizismus? So antwortet weithin noch ein älteres Geschlecht: wir wissen, daß sie zunächst ganz und gar und restlos Menschenwort ist. Gewiß, in der Bibel spricht der Mensch, auf manchen Strecken sogar nur der Mensch. Man kann sie nimmer zum Gesetzbuch machen, und wenn die historische Kritik das unmöglich gemacht hat, so hat sie einen Dienst geleistet. Und doch kann der horchende Mensch gerade hier das Reden Gottes hören, das über das Sprechen des religiösen Menschen hinausgeht. Er kommt dann von der Bibel zu einem einheitlichen Gottesbild, und von diesem Gottesbild aus betrachtet er wieder die Bibel. Dann bleibt er nicht mehr am Menschlichen der Bibel hangen, weder gesetzlich-normativ noch kritisch, sondern das Unwesentliche, das Reinmenschliche, auch das nur Menschlich-Religiöse liegen lassend tritt der Mensch auf jene Warte des Propheten und hört in der Schrift Gott reden, je mehr er selber seine eigene Ohnmacht empfindet und schweigt. Hat er aber hier gelernt, auf Gott zu hören, so vernimmt er Gottes Reden von dieser Warte des Propheten aus überall. Er lauscht ihm in der Natur. Denn dies Prophet-sein ist nichts Unnatürliches, obwohl sich Gott je und je in der „Fleischwerdung des Wortes" auch der Ekstase bediente. Jesus selbst war „der natürlichste Mensch, der je gelebt hat". Er sah die Lilien auf dem Felde, und sie sprachen ihm von seinem Vater und, wenn er auf das Dach sah, so hatten die Sperlinge ihm dessen Botschaft zu künden. Der Prophet sieht aber auch Gott hinter allem Geschehen in der Welt der Völker in Gericht und Gnade. Er sieht immer wieder, am deutlichsten heute in Rußland, eine auf sich selbst sich stellende Welt in sich bankerott gehen, und Gott, der noch nie am Ende war, wenn der Mensch am Ende war mit seinen Möglichkeiten, auf das Golgatha, das die auf sich gestellte Menschheit ihm stets neu bereitet, mit einem Ostern antworten.

Die Kirche Jesu Christi der Gegenwart hätte die Aufgabe, der Prophet Gottes in der Gegenwart zu sein. An ihrer Schwäche in sich selbst liegt dabei nichts, denn die Propheten haben niemals die starken Möglichkeiten Gottes aus sich selbst geschöpft. Die Frage ist, ob sie aus sich selbst oder aus der Zeit heraus weiter reden, oder ob sie erst einmal auf das Reden Gottes hören will. Dann wird sie eines Tages mit einer neuen Botschaft und Vollmacht von Gott her unter die geknechteten und hungernden Menschen der Gegenwart treten und ihnen die Hilfe Gottes bringen können, die ihnen Gott durch diesen seinen Knecht längst zugedacht hat. — Man ist vielfach auch so mutlos in der Kirche der Gegenwart, man denkt nur an das Vergangene. Die Sozialdemokraten haben eine Hoffnung, die Kommunisten haben eine Hoffnung, und die Kirche Jesu Christi sollte keine haben, und sich von jenen in der Glut der Hoffnung übertreffen lassen? „Gott sprach, und eines Tages stand ein Prophet auf einem Felde von Totengebeinen. Und Gott spricht, und er weissagt dem Winde, daß er sie lebendig mache."

Obige Gedanken sind einige Brocken von dem reichen Tisch einer Pfarrerfreizeit, die in Mainz vom 25.—27. Februar besonders für die Pfarrer von Rheinhessen stattfand (zu der leider nur etwa zwölf ständige Teilnehmer erschienen waren). Es sind die Gedanken eines Eigenen, des Leiters des Missionsbundes „Licht im Osten", Wernigerode, Jakob Kröker, der alles mit Freuden aufnimmt, was ihm die Theologie der Gegenwart bietet, der dann doch aber in seiner Auslegung Alten und Neuen Testamentes seinen eigenen unbeirrten Weg geht. Mag dieser manchmal für den kritisch gestimmten Theologen schwer verständlich sein: wer sich in seine Schriften vertieft, wird erstaunt sein, wieviel dieser Mann an Licht für die Gegenwart und Zukunft selbst aus dem Alten Testamente zu schöpfen und zu künden vermag. Nachdem in der CW Nr. 3 Otto Piper zwei seiner Bücher angezeigt hat, sei es mir erlaubt, auf den dritten Band seiner Auslegung des Alten Testamentes: „Die Patriarchen oder die Prinzipien des Glaubens" sowie vor allem auf das für die stillen Rüststunden unseres Amtes für uns Pfarrer wertvolle Buch: „Allein mit dem Meister", das gerade in neuer Auflage erschienen ist, hinzuweisen. (Ersteres. Verlag Licht im Osten, Wernigerode.) Gespannt dürfte man sein auf seine zu erwartende Auslegung der Propheten, die wohl in formaler und ästhetischer Beziehung wenig, aber nach ihrer existentiellen Bedeutung auch für uns manch neues Licht geben dürfte. Ich selbst, der ihn für einen der bedeutendsten „Pauliner" der Gegenwart hält, wäre allerdings am gespanntesten auf eine Auslegung des Paulus. Der Vortrag über „Das Christusevangelium des Paulus", von dem ich hier gar nichts bringen konnte, weil der Artikel sonst viel zu weitläufig würde, war mit seiner in Röm. 7/8 über die individuelle und pietistische Auffassung weithinaus greifenden Auffassung der Menschheit als des Todesleibes und mit dessen Nebeneinanderstehen mit dem „ein Christo" nicht nur einer der Höhepunkte der Tagung (die das Theologische weder vermied noch darin stecken blieb), sondern auch etwas vom in jeder Beziehung Ursprünglichsten, was ich je über Paulus hörte.

Eine kurze Probe noch aus „Allein mit dem Meister" (19. bis 22. Tausend, völlig umgearbeitete Auflage, Gotha, P. Ott 1928), einem Buche, das auf die tiefsten Fragen unserer Zeit eine Antwort sucht, und „Ringenden und Müden" gewidmet ist:

Hinter wessen Leben und Dienst nicht eine göttliche Sendung und eine höhere Vollmacht steht, kann nie ein Apostel des Kreuzes und Zeuge der Auferstehung Christi sein. Man bleibt trotz aller Betätigung dann doch nur ein konfessioneller Propagandist, oder ein frommer Schriftgelehrter, oder ein kirchlicher Beamter. Aber gerade diese Stellung genügt gegenwärtig so Vielen, die sich auf den geistlichen Dienst vorbereiten, und so manchen bereits im Amte stehenden jüngeren und älteren Pfarrkreisen nicht mehr. Heute geht daher ein sehr ausgesprochener Zug durch diese Kreise nach subjektiver Wahrhaftigkeit und nach göttlicher Vollmacht, für jene höchsten Aufgaben, die Gott in ein Leben zu legen vermag. Man will nicht Priester sein ohne eine Priesterseele, nicht Andern predigen nur als Schriftgelehrter, sondern als Zeuge und Prophet der göttlichen Offenbarung, nicht Gemeinden pflegen nur als konfessioneller Propagandist und kirchlicher Beamter, sondern als ein von Gott berufener „Verwalter der Geheimnisse Gottes" und Prediger eines apostolischen Christusevangeliums. Selbst in der Aktivität Gottes zur Ruhe gekommen, möchte man durch seinen Dienst auch alle Mühseligen und Beladenen, alle Ringenden und Enttäuschten, alle Lagenden und Zusammengebrochenen in das wunderbare schöpferische und seligmachende Wirken Gottes und seines Geistes hineinziehen *).

Selzen Friedrich Heinzerling

*) J. Kroeker gibt Monatshefte heraus: Dein Reich komme! Verlag „Licht im Osten" Wernigerode. Jährlich 4 M. Einzelheft 40 Pfg. D H

Aus R. Ottos Vortrag

„Die gemeinsamen Aufgaben des Protestantismus in der Gegenwart"

Marburg, den 14. September

... Der Protestantismus hat solche gemeinsamen kollektivischen Aufgaben. Er hat sie immer gehabt. Er hat sie unter den veränderten Verhältnissen, von denen wir noch reden wollen, mehr denn je. Die Hauptaufgabe nun, die ihm — wie mir scheint — gerade heute gesetzt ist, ist die, zu erkennen, daß er hinsichtlich seiner kollektiven und seiner Weltaufgaben an einem empfindlichen Mangel leidet, den es zu beseitigen gilt: nämlich daß ihm bisher das Organ fehlt, im Großen kollektivisch zu handeln. Wir wollen diesen Mangel bezeichnen als das Fehlen eines praktischen Zusammenschlusses des Protestantismus und damit zugleich als das Fehlen eines Organes zu kollektivem Handeln.

Diesen Fehler zu beseitigen, war ja schon der Sinn der Unternehmung des Landgrafen Philipp. Und schon unsere Gedenkfeier als solche legt uns darum diese Aufgabe als erste und wichtigste neu auf das Gewissen. Aber noch mehr tut dieses die neue Weltlage, in der wir uns befinden. Einer ihrer Hauptzüge ist der der großen praktischen Zusammenschlüsse für die verschiedensten Zwecke und in den verschiedensten Hinsichten. Und dieses aus treibenden inneren Notwendigkeiten, denen sich das Vereinzelte und Isolierte nicht mehr entziehen kann, wenn es nicht selber untergehen und auf die Seite geschoben werden will. Und solche Notwendigkeiten liegen auch vor für den Protestantismus in aller Welt.

Was ich hier mit praktischem Zusammenschlusse meine, das ist keineswegs die vorschnelle und künstliche Herstellung einer äußerlichen Kircheneinheit, etwa einer protestantischen „Gesamtkirche", mit einheitlichem „faith and order". Wir wollen nicht versuchen, durch elastische Verallgemeinerungen ein gemeinsames „faith" in einem Generalnenner dogmatischer Formulierungen herzustellen. Wir wollen auch nicht den, wie mir scheint, unprotestantischen Gedanken eines einheitlichen „order", d. h. einer allgemein gleich anerkannten äußerlichen Verfassung herstellen. Noch weniger denken wir daran, eine allbefassende Überorganisation der protestantischen Kirchenorganisationen vorzuschlagen, etwa mit einem protestantischen Vatikan an der Spitze. Weder ein protestantischer Papst, noch ein unfehlbares, alle dogmatisch verbindendes Generalkonzil sind auf protestantischer Grundlage zu erwünschen oder auch nur möglich. Wir glauben an das freie Spiel der Kräfte, an die selbständige, von keiner unfehlbaren Stelle vorgeschriebene Regsamkeit und Verantwortlichkeit der Einzelnen, an freie Vereinstätigkeit neben offizieller Verfassung. Wir wollen bleiben bei der Selbstgestaltung in Brauch, Kultus und Eigenleben, so wie es nach den geschichtlichen Bedingungen und nach den besonderen Erfordernissen von Zeit und Lage und nach besonderer Veranlagung sich hier so dort anders gestaltet und dadurch in eigener Spontaneität den Reichtum freier protestantischer Gestaltung ins Spiel setzt, zu gegenseitigem Ansporn, Wettbewerb und Förderung, nach dem Reichtume der Gaben des Geistes. Wir glauben, daß ungesucht und ungemacht neue Einigungen und vielleicht ebenso gut auch neue Differenzierungen und Neubildungen unter uns möglich sein werden. Wir wissen, daß das unser Brudergefühl nicht hemmen wird, und daß es zum Wesen unserer Art gehört. Aber wir glauben auch, daß in aller Mannigfaltigkeit eine innere Einheit ist, die ihrerseits gemeinsames Handeln ermöglicht und in vielen Hinsichten erfordert. Und wir wünschen, daß der Protestantismus hierfür ein Organ gemeinsamen Handelns finden möge. Seine Form kann niemals die der allbefassenden Einheitsorganisation sein, die, selber eine dogmatische Größe, etwa die Unterinstanzen in Dienst nimmt. Und wir verzichten darauf, ihm den Mantel dogmatischer nachgeahmter katholischer Formen umzuhängen. Aber uns scheint, daß in der ganz undogmatischen Form des „Verbandes zu gemeinsamen praktischen Zwecken", etwa in der Form eines „Evangelischen Allgemeinen Weltrates zur Wahrung protestantischer Gesamtinteressen" ein modernes Mittel sich uns bieten kann, wichtige gemeinsam protestantische Aufgaben zu erfüllen, die ohne dieses Organ unerfüllbar sein würden.

Das Mindeste und Einfachste, was hier erfordert ist, scheint mir etwa das zu sein, was man englisch nennt ein „urgency-committee". Ein Ausschuß für etwa auftretende dringende Gemeinderfordernisse. Ein solcher Ausschuß ist ein ständiges Organ zu kollektivem Handeln, aber noch nicht ein Organ mit ständigen Funktionen. Es ist da, ist vorbereitet, ist auf der Wacht. Aber es tritt in Funktion immer nur dann, wenn von irgendeiner Seite her ein Erfordernis etwa zu einer gemeinsamen Erklärung oder zu einer gemeinsamen Abwehr und zur Stillung eines gelegentlich auftretenden allgemeinen Notstandes auftaucht. Es ist unter Umständen nichts weiter als der gemeinsame Mund einer Gemeinschaft, der gewöhnlich schweigt, aber redet und mit dem Nachdrucke einer offiziellen Vertretung der betroffenen Gemeinschaft redet, wo es zu reden gilt. Der Protestantismus hat zur Zeit nicht einmal solchen gemeinsamen Mund. Und ich glaube, dieser Mangel ist schon oft und von Vielen gefühlt worden.

Nehmen wir etwa folgendes Beispiel: Immer wieder machen wir die Erfahrung, daß je und dann, und nicht in länger werdenden Abständen und leider noch weniger mit der Tendenz, endlich einmal aufzuhören und zu verschwinden, irgendeine Invektive gegen den Protestantismus von höchster offizieller römischer Seite und in höchster offizieller Form ergeht. Noch jüngst erlebten wir das. Als der Vatikan seinen Streit hatte mit Mussolini, da wurde ausgerechnet der Protestantismus beschuldigt, an den Ideen des Chauvinismus usw. schuld und deren Quelle zu sein. Diese Bezichtigung ging nicht bloß die Lutheraner, nicht bloß die Calvinisten, nicht bloß eine einzelne Gruppe des Protestantismus an, sondern den Gesamtprotestantismus. Sie steht aber nicht allein, und sie ist nicht Zufallssache des augenblicklichen Temperaments des jeweiligen vatikanischen Hof-Theologen. Sie hat eine lange Kette von Vorgängern. Und wir wissen nicht, wie viele Nachfolger sie haben kann. Einem solchen Übergriffe zu antworten und konfessionelle Überheblichkeiten dieser Art gebührend in die Schranken zu weisen, ist aber wiederum nicht Aufgabe eines Einzelnen, auch nicht Aufgabe einer einzelnen Gruppe, sondern des Gesamtprotestantismus. Er konnte in diesem Falle nicht antworten, und er wird es in etwa sich wiederholenden Fällen nicht können, weil ihm als Ganzem der Mund fehlt, zu reden und mit dem Nachdrucke der Gesamtheit zu reden.

Oder lassen Sie mich ein anderes und ein erfreulicheres Beispiel wählen aus dem Bereiche gemeinsamer protestantischer Aufgaben, in diesem Falle aus dem Bereiche gemeinsamer theologischer wissenschaftlicher Aufgaben, die doch zugleich für den Protestantismus auch von größter praktischer Bedeutung sind. Es ist Ihnen bekannt, daß Rom ein bedeutendes Institut besitzt zum Studium sowohl der östlichen Kirchen wie auch des Protestantismus. In kluger Weise hat man drüben erkannt, wie notwendig ein solches Institut ist, zumal in heutiger Zeit. Und in großzügiger Weise wird diese Aufgabe als eine gemeinsame Aufgabe der römischen Kirche erkannt und von der Zentralstelle aus unternommen. Wir planen, ein ähnliches Institut zu methodischer Erforschung der christlichen Konfessionen, vielleicht hier in Marburg zu schaffen. Ein solches Institut soll dazu dienen, einem empfindlichen Mangel abzuhelfen, zunächst innerhalb des

Protestantismus selber. Denn es muß zugegeben werden, daß wir selbst uns untereinander oft in vielen Hinsichten zu wenig kennen, uns gegenseitig zu wenig verstehen, von der Eigenart unserer mannigfaltigen Gruppen in Ost und West und von ihrem Sonderleben nicht hinreichend wissen. Und dasselbe gilt auch hinsichtlich der anderen Konfessionen der Christenheit. Ein solches Forschungsinstitut zu schaffen, das zugleich die Möglichkeiten und die hinreichende wissenschaftliche Vorbildung gibt zu fruchtbaren Wechselbeziehungen, zu gegenseitigem Austausch und zu gemeinsamem Verkehr aber ist wiederum eine Kollektivaufgabe der protestantischen Gemeinschaft überhaupt, die eine einzelne Gruppe nicht leisten kann und die auf ein geordnetes Zusammenwirken angewiesen ist, das wiederum irgendein Organ für solches Zusammenwirken voraussetzt. — Eng verbindet sich damit die mehr und mehr erfreulich in Gang gekommene Weise des gegenseitigen Austausches von Studenten wie von Lehrern, die bereits so gute Wirkung getan hat. Auch diese Arbeit würde gewinnen, wenn sie nach methodischen Gesichtspunkten geleitet werden könnte, und wenn sie dauernd und regelmäßig einer Zentralstelle des Gesamtprotestantismus unterstellt und übertragen werden könnte. ...*)

Marburg Rudolf Otto

Zum evangelischen Konkordat

1**)

Im großen Saal des Christlichen Vereins junger Männer in der Wilhelmstraße in Berlin tagt die preußische Generalsynode. Zu einer kurzen außerordentlichen Tagung sind die Abgeordneten einberufen worden. Ein Hauch des Außergewöhnlichen liegt über der Versammlung. Der Präses hebt in seinen Eingangsworten den Ernst der Situation hervor: es sei eine Schicksalsstunde für den deutschen Protestantismus. Etwas Außerordentliches, Erstmaliges in der Geschichte der deutschen Landeskirchen ist auch die Anwesenheit von Vertretern der Kirchenleitungen sämtlicher anderer preußischer Landeskirchen (außer der preußischen sind es sieben). Für sie spricht der Landesbischof der lutherschen Kirche Hannovers D. Mahrarens, der die Unbeugsamkeit eines einheitlichen Willens des Gesamtprotestantismus betont, die trotz der geschichtlich gewordenen Selbständigkeit der einzelnen Kirchen vorhanden sei und im gegenwärtigen Augenblick zum Ausdruck komme. Dann begründet der Vorsitzende des Verfassungsausschusses, Präses D. Wolff, die Erklärung, die der Generalsynode zur Annahme vorgelegt wird, die Erklärung, die in ihrem ersten Teil den ernsten Bedenken Ausdruck gibt, die die Synode gegenüber dem eben veröffentlichen konkordatären Vertrag der preußischen Regierung mit der Kurie empfindet, die dann aber, für den Fall, daß der Vertragsentwurf vom preußischen Landtag angenommen werden sollte, entsprechende Anträge der evangelischen Kirche an die Regierung anmeldet. Zu dem Entwurfe nehmen dann die Sprecher der einzelnen Gruppen Stellung. Immer wieder betonen sie die Einmütigkeit der Synode. Alle freuen sich der Tatsache, daß hier einmal alles Trennende, Parteimäßige zurücktrete. Den ersten „Mißklang" bringt die Rede des Vertreters der kleinen Linksgruppe, der Freunde der freien Volkskirche, der erklären muß, daß eine Minderheit seiner Gruppe der Entschließung nicht zustimmen kann. Es folgt die Abstimmung. Bei der Frage des Präses, wer der Entschließung zustimme, erhebt sich die überwältigende Mehrheit des Hauses. Es wird Gegenprobe verlangt. Acht Synodale stimmen gegen die Erklärung. Diese ist mit 197 gegen 8 Stimmen angenommen.

Warum ist das geschehen? Warum mußte wieder einmal die „helle, große Einmütigkeit" gestört und somit der Erweis gebracht werden, daß dem Protestantismus eine große, ganz einheitliche Willenskundgebung nicht gelingt? Schreiber dieses, der zu den Dissentierenden gehört, kann natürlich nicht für sämtliche Gegenstimmen, von denen außer ihm vier der Gruppe der freien Volkskirche angehören, die übrigen drei die Vertreter der Deutschkirche in der Generalsynode sind, sondern nur für seine Person Rechenschaft davon ablegen, warum er der Erklärung der Synode nicht zustimmen zu können glaubte und deshalb genötigt war, das Odium der Störung der Einmütigkeit auf sich zu nehmen.

Die Entscheidung war nicht leicht. Konnte nicht durch ein solches „aus der Reihe tanzen" die Durchschlagskraft der kirchlichen Aktion gefährdet und die künftige kirchenpolitische Arbeit der eigenen Gruppe erschwert werden? Zudem, war ein solcher Widerspruch angesichts der tatsächlichen Lage wirklich unumgänglich? Weit verbreitet ist im evangelischen Volksteil eine Auffassung, die etwa von folgenden Erwägungen getragen ist: Gewiß sei der römische Vertrag nicht ohne Gefahren sowohl vom evangelisch-kirchlichen wie vom staatspolitischen Gesichtspunkte aus. Die Zulassung der außerdeutschen (römischen) Ausbildung des katholischen Klerus, die durch den Vertrag gegebene Möglichkeit des unbegrenzten Einsetzens der Ordensgeistlichkeit in die Seelsorge, die Verringerung des Einflusses der deutschen Kapitel gegenüber dem des Papstes bei der Bischofswahl, solche und andere Bestimmungen seien den Protestanten natürlich nicht gleichgültig. Aber im Vergleich mit dem bayrischen Konkordat sei der preußische Vertrag doch harmlos. Ganz anders wie dort habe der Staat seine Rechte zu wahren gewußt. Vor allem sei es ihm gelungen, alle Bestimmungen über die Schule aus dem Vertrage fernzuhalten und damit die gefährlichste Klippe zu vermeiden. Daher sei es für die evangelische Kirche zu empfehlen, sich mit der nun einmal gegebenen Tatsache des Konkordatabschlusses abzufinden und zu versuchen, für sich selbst unter Berufung auf die Parität eine gleichwertige Abmachung vom Staate zu erlangen. — Diese Stimmung hat auch in der Erklärung der Generalsynode ihren Niederschlag gefunden, wenn diese in ihrem ersten Teil ernste Bedenken gegen den römischen Vertrag zum Ausdruck bringt und die Abgeordneten des Parlaments sehr nachdrücklich darauf hinweist, welche Verantwortung sie mit der Verabschiedung dieses Entwurfs auf sich laden; wenn aber in derselben Erklärung im zweiten Teil für den Fall, daß wider Hoffen und Erwarten das Konkordat angenommen werden sollte, für die evangelische Kirche ein gleichzeitiger und gleichwertiger Vertragsabschluß vom Staate gefordert wird.

Aus dieser Einstellung wird deutlich, daß für die Ablehnung des Konkordats im evangelischen Volksteil nicht lediglich eine grundsätzliche Haltung bestimmend ist, sondern daß sie vielmehr sich zum großen Teil aus der Besorgnis erklärt, daß aus der durch ein Konkordat bewirkten Machtvermehrung der römischen Kirche für den Protestantismus eine nicht zu unterschätzende Gefahr erwachse. Dieses Bedenken kann dann zum Teil wenigstens behoben werden, wenn der eigenen Kirche eine ähnliche Sicherstellung vom Staate gewährt wird. Der Verfasser bekennt, daß nicht diese Sorge vor der äußeren „römischen Gefahr", wenn diese auch angesichts der „katho-

*) Der Vortrag erscheint soeben als Beilage zu einem Hefte theologischer Aufsätze von R. Otto, die den Titel führen: „Sünde und Urschuld", im Leopold Klotz Verlag, Gotha.

**) Es handelt sich nicht um einen nachträglichen Bericht über die Generalsynode, sondern um eine Betrachtung zu dem kommenden Staatsvertrag mit den evangelischen Kirchen. Der Herr Verfasser ist einer der Acht, die dem Beschluß der Generalsynode damals nicht zugestimmt haben. Da hierzu ganz besonders ernste Gründe den Ausschlag gegeben haben müssen, schien mir seine Meinung von besonderem Interesse, und ich bat ihn um den Artikel. Vielleicht soll ich hinzufügen: ich würde damals vermutlich mit der Mehrheit gegangen sein; aber die Verantwortung, gegen den drohenden Klerikalismus in der evangelischen Kirche unter dem kommenden Zustande zu kämpfen, fühle ich mit Vordemfelde aufs tiefste. D H

lischen Aktion" gewiß nicht grundlos ist, ihn zu der Ablehnung der Entschließung der Generalsynode bestimmt hat. Wird doch trotz mancher für einen aggressiven Katholizismus günstiger Zeitumstände eine kraftvolle evangelische Kirche Mittel und Wege finden, solchen Gefahren zu begegnen.

Ein zweiter Faktor, der die Generalsynode in ihrer Entschließung wesentlich bestimmt hat, ist der Unwille gegen die preußische Regierung. Diese wird scharf kritisiert wegen ihres unparitätischen Verhaltens gegenüber der evangelischen Kirche. Man empfindet es als Brüskierung, daß die Regierung die Vorverhandlungen mit den evangelischen Kirchen ohne erkennbaren Grund abgebrochen, daß sie auf ein feierliches Schreiben der Kirchenleitungen der acht preußischen Landeskirchen überhaupt nicht geantwortet hat. Man beklagt sich über die schikanöse Handhabung der Kirchengesetze von 1924 durch untergeordnete Regierungsstellen, durch die die Arbeit der Gemeinden ohne Not erschwert worden sei usw. Zuzugeben ist, daß diese Vorwürfe weithin berechtigt sind. Und gerade ein Anhänger der neuen Staatsform und Freund der jetzigen Regierung wird bedauern, daß hier durch unfreundliches Verhalten der Regierung erfreuliche Entwicklungen in der evangelischen Kirche gestört werden können. Denn wenn auch in der evangelischen Kirche weithin leider dem neuen Staat gegenüber eine ablehnende oder zum mindesten mißtrauische Haltung zu beobachten ist, so ist doch anderseits etwa in der Entschließung des Königsberger Kirchentages und sonstigen Kundgebungen zum mindesten bei den führenden Stellen eine Wendung zu einer positiveren Einstellung der Republik gegenüber festzustellen. Durch ein solches Vorgehen wie das geschilderte erschwert man aber denen, die um beider Größen willen die Annäherung von Kirche und neuem Staat fördern wollen, die Arbeit und gibt denen, die in die Vergangenheit anstatt in die Zukunft schauen, erwünschten Anlaß, in ihrem Sinne auf das Kirchenvolk einzuwirken. Ob das im Staatsinteresse richtig ist, scheint mehr als zweifelhaft.

Also auch die an der Regierung wegen ihres Verhaltens in der Konkordatsfrage Kritik übenden Sätze der Entschließung geben keinen Anlaß, sie zu verwerfen. Auch die nicht erfüllte Forderung, daß die Regierung die evangelische Kirche zeitlich gegenüber der katholischen nicht benachteiligen, sondern gleichzeitig mit ihr Vereinbarungen treffen solle, ist verständlich. Es wäre von der Regierung klüger gewesen, so vorzugehen. Sie hätte ihre Stellung im evangelischen Kirchenvolk dadurch bessern und den Gegnern des neuen Staates in der Kirche Boden abgewinnen können. So ist leider das umgekehrte Ergebnis zu erwarten.

Das Bedenkliche dieser Kundgebung liegt endlich auch nicht in den Forderungen, die sie erhebt. Denn sie erstreben meist nicht mehr als die Sicherung eines bestehenden Zustandes oder eine Verbesserung äußerer, sei es finanzieller oder organisatorischer Verhältnisse; haben also mit dem inneren Wesen der Kirche wenig oder nichts zu tun. Dieses wird aber berührt durch die Tendenz dieses Antrags, die in eine Richtung führt, die dem Wesen der evangelischen Kirche und der protestantischen Staatsauffassung widerspricht. Hier zeigt sich wieder die bedenkliche Erscheinung, die gerade in der jüngsten Entwicklung zu beobachten ist, daß die evangelische Kirchenpolitik im Schlepptau der katholischen segelt und durch diese Führung bedroht ist, in eine artfremde Ausprägung des Kirchentums hineinzukommen. Nicht die vom evangelischen Bunde mit so großer Energie bekämpfte äußere Bedrohung durch den politisch und organisatorisch erstarkten Katholizismus ist die größte Gefahr für die evangelische Kirche, sondern vielmehr die von innen her in ihr wirkenden katholisierenden Tendenzen. Und diese sind auch in der Konkordatsentschließung der preußischen Generalsynode zu verspüren.

Daß die dort erhobene Forderung eines Vertragsabschlusses zwischen Staat und evangelischer Kirche erst eine Folge des der katholischen Kirche gewährten Vertrages ist, wird ja nicht bestritten. Vorher hatte doch der evangelische Bund Tausende von Zustimmungserklärungen gesammelt zu der Forderung an den Staat, überhaupt keinen Kirchenvertrag abzuschließen, sondern den hier allein richtigen Weg der Gesetzgebung zu beschreiten. Ähnlich hatten sich große offizielle kirchliche Körperschaften, vor allem mehrere Provinzialsynoden ausgesprochen. Wäre der Vertrag mit der katholischen Kirche vom Landtage abgelehnt und daraufhin der Weg der gesetzlichen Regelung vom Staate beschritten worden, hätte die evangelische Kirche nie von sich aus die Forderung des Vertrages erhoben. Nun aber glaubt sie aus Gründen der Parität ebenfalls auf einem Vertrag bestehen zu müssen, und erklärt ihrerseits, unter diesen Umständen die gesetzliche Regelung für sich als unerträglich zu empfinden. Man mag es vielleicht für eine akademische Frage halten, ob diese Dinge durch Vertrag oder Gesetz geregelt werden. Vielleicht ist in der Wirkung der Unterschied auch gar nicht so erheblich. Gefährlich für eine evangelische Kirche ist aber der Geist, aus dem dieses wie jedes Konkordatsverlangen überhaupt erwachsen ist. Alle Konkordate, ob sie nun gut oder schlecht für den Staat ausgefallen sind, wurzeln doch in der katholischen Auffassung von der Kirche und vom Staat, die von der evangelischen grundsätzlich verschieden ist.

2

Es soll hier nicht rechts- und staatsphilosophischen Erwägungen über das Wesen des Konkordates nachgegangen werden, etwa ob es die Bedeutung eines völkerrechtlichen Vertrages beanspruchen darf oder nicht; wie der Charakter der Unkündbarkeit zu werten ist; ob die innerstaatlichen evangelischen Kirchen überhaupt im Stande sind, einen solchen Vertrag mit dem Staate zu schließen usw. Das alles sind für eine evangelisch-kirchliche Betrachtungsweise des Konkordates periphere Dinge, wenn auch nicht bestritten werden soll, daß sie zu sehr ernst zu nehmenden praktischen Konsequenzen führen können. Für die grundsätzliche Besinnung vom evangelisch-kirchlichen Standpunkt aus ist entscheidend, daß Konkordate Akte eines kirchlichen Willens sind, der das Recht zu herrschen, zur Macht, für sich in Anspruch nimmt. Im Grunde gilt doch in der katholischen Kirche, wenn auch in durch die Verhältnisse modifizierter und abgeschwächter Form, die Staatsauffassung der mittelalterlichen Kirche, wonach der Staat zwar seinen festumrissenen Aufgabenkreis hat, diese Aufgaben aber nur unter der Leitung der Kirche, als der Trägerin des göttlichen Heilsplanes, erfüllen kann. Konkordate sind gewiß Kompromißakte, entstanden in einer Zeit, wo durch die geschichtliche Entwicklung die grundsätzlich betonte Überlegenheit des kirchlichen Schwertes gegenüber dem weltlichen sich als undurchführbar erwies. Wenn nun auch die Kirche gewillt ist, den Weg des Vertrages mit dem Staate zu beschreiten, wenn sie sich auf diese Weise auf strittigem Boden ihre Macht sichern will mit der Tendenz, ihre Einflußsphäre möglichst auszudehnen (Schule, Eheschließung), so ist auch in der Form des Vergleichs doch der Herrschaftsanspruch der Kirche unverkennbar, der mit dem Wesen des Katholizismus unlöslich verbunden ist.

Im Gegensatz zu dem katholischen Ideal der herrschenden Kirche steht das evangelische der dienenden Kirche, der „armen Magd", die gewiß auch ihren göttlichen Auftrag in der Welt hat, die ihn aber nicht erfüllen kann und soll durch Beherrschung dieser Welt oder durch Schaffung und Sicherung einer eigenen Macht-

sphäre, sondern durch „schutzloses" Sichhineinstellen in die Welt und ihre Ordnungen, die von ihr in ihrer Eigenart anerkannt werden und unangetastet bleiben. Gerade im Verhältnis der Kirche zum Staat wird der Unterschied offenbar. Reformatorisch gesehen ist auch der Staat, die Obrigkeit eine unmittelbare göttliche Schöpfungsordnung, die ihre bestimmte gottgegebene Aufgabe zu erfüllen hat und hierfür nicht der Kirche, sondern nur Gott verantwortlich ist. Die Kirche ist also nicht eine grundsätzlich übergeordnete Instanz. Sie kann deshalb auch keinerlei Herrschaftsansprüche dem Staat gegenüber geltend machen, sondern nichts Anderes tun, als ihm als sein Gewissen in der Erfüllung seiner Aufgaben, wesentlich natürlich der kulturellen Aufgaben, die ihm, auch bei der Verringerung seines Einflusses gestellt sind und gestellt bleiben, behilflich zu sein.

Freilich hat in der geschichtlichen Entwicklung diese Staatsauffassung bedenkliche Formen des Verhältnisses von Kirche und Staat gezeitigt. Die evangelischen Kirchen sind in die Abhängigkeit des Staates geraten und konnten, geschützt vor jedem rauhen Wind und frei von allen Sorgen um die äußere Existenz, hinter den Schutzmauern des Staates ein oft allzu beschauliches Leben führen. Sie büßten so, gewohnt an den Krücken des Staates zu gehn, weithin die Kraft und die Möglichkeit ein, ihren Dienst am Staat, nämlich ihm Gewissen zu sein, sein Handeln an dem Maßstab des Evangeliums zu messen, in Freiheit und Selbständigkeit zu tun, und entgingen aus dieser Sachlage heraus nicht der Gefahr, dem Staate auch für im christlich-ethischen Sinne höchst bedenkliche Handlungen die christliche Verbrämung und Sanktionierung zu geben. Deshalb ist mit Otto Dibelius die durch die Umwälzung von 1918 herbeigeführte Lösung der Fesseln des Staatskirchentums für die Kirche durchaus zu begrüßen. Hier taucht aber sofort die neue und nicht geringere Gefahr auf, daß nicht der Wille zum freien Dienst am Staate die Kirche beherrscht, sondern eine Auffassung eindringt, die dem katholischen Anspruch auf äußere Macht der Kirche verwandt ist. Man hat nicht mit Unrecht den seelischen Zustand der freigewordenen Kirche in der Nachkriegszeit mit dem des Jugendlichen verglichen. Das tertium comparationis ist das starke Geltungsbedürfnis, das bei beiden zu finden sei. Man wird nicht leugnen, daß bei dem gewiß erfreulichen starken kirchlichen Auftrieb der Nachkriegszeit manche dahin weisende Erscheinungen zu beobachten sind. In dem vielberufenen und gerühmten Öffentlichkeitswillen der Kirche ist die Tendenz der Machtentfaltung nach außen hin deutlich zu spüren; und es ist kein Zweifel, daß hier die katholische Kirche vielfach das Vorbild abgibt, dem man mit Erfolg nachstrebt. Dem Staate gegenüber ist das Verhalten der evangelischen Kirchen äußerlich zwar dem der sich auf die neuen Verhältnisse klug einstellenden, den neuen Staat bejahenden katholischen Kirche vielfach entgegengesetzt. In der beabsichtigten Wirkung ist aber auch hier eine weitgehende Übereinstimmung zu verspüren. Was die katholische Kirche in ihrer staatsfreundlichen Haltung als Ziel nicht aus dem Auge verliert, nämlich die Ausdehnung und Sicherung ihrer Einflußsphäre, sucht man auch in der heutigen evangelischen Kirche, wenn gleich auf andere Weise zu erreichen. Gerade weil man in der evangelischen Kirche der Republik weithin mit Mißtrauen und unverhohlener Abneigung gegenübersteht, wird der Wunsch rege, sich gegen diesen Staat, der den christlichen Charakter verloren habe und daher trotz seines nicht abzuleugnenden wohlwollenden Verhaltens auf finanziellem Gebiet unzuverlässig geworden sei, abzugrenzen und zu „sichern". Bei dieser Einstellung ist die Gefahr unvermeidlich, daß die Kirche Ansprüche erhebt auf Dinge, auf deren Leitung der Staat, namentlich wenn er seiner Aufgabe als Kultur-Schützer und -Förderer gerecht werden will, gar nicht verzichten darf. Man glaubt, um Gott geben zu können, was ihm gehört, dem „Kaiser" von dem, was ihm auf Grund einer berechtigten Autonomie zugehört, etwas nehmen zu dürfen. Sichtbar wird diese Tendenz besonders in der kirchlichen Schulpolitik der letzten Jahre. Zwar heißt es in den Beschlüssen der Kirchentage von Dresden und Stuttgart, daß der Einfluß der Kirche auf den Religionsunterricht der Schule vor allem durch die inneren Bindungen der Lehrerschaft an die Kirche gewährleistet sei. Hier ist also das für eine evangelische Kirche allein mögliche Prinzip des Wirkens, nämlich das Wirken durch die ihr innewohnende geistige Kraft, anerkannt. Aber in den schulpolitischen Kundgebungen der folgenden Jahre war hiervon fast gar nicht mehr die Rede, um so lauter und dringender wurde aber die Forderung äußerer Sicherungen durch Einsichtnahme kirchlicher Erziehungsbeiräte in den Religionsunterricht, Besuchsrecht der Generalsuperindenten usw. erhoben. Wenn man sich bei diesen Forderungen auf die Reichsverfassung berief, so war das formaljuristisch natürlich berechtigt. Evangelisch wäre es aber gewesen, etwa mit der hessischen, schleswig-holsteinischen und mecklenburgischen Kirche auf ein Recht freiwillig zu verzichten, dessen Ausübung mit dem Geist der Kirche nicht in Einklang zu bringen war. Auch hier wurde also von der preußischen Kirche dem Staate gegenüber eine Politik aus Macht und nicht eine Politik aus Glauben betrieben. Es ist ein bedenkliches Symptom, wenn diese Tendenz in der jüngsten Entwicklung gerade auf schulpolitischem Boden immer stärker hervorgetreten ist. Es ist bezeichnend, daß die schulpolitischen Organisationen, die in der evangelischen Kirche gerade in den letzten Jahren als bedeutsamer Faktor gemeinkirchlichen Handelns in die Erscheinung getreten sind, in ihren Grundsätzen und ihrem praktischen Verhalten den entsprechenden Bildungen auf katholischer Seite gleichen wie ein Ei dem andern.

Es ließen sich für diese das kirchliche Handeln der Gegenwart bestimmende Tendenz, die äußere Macht der Kirche zu stärken und ihren Einfluß durch äußere Sicherungen zu erhalten und zu festigen, noch zahlreiche instruktive Beispiele aufzeigen. Dies eine möge genügen, um deutlich zu machen, daß hier eine Gefahr aufzieht, die die Reinheit evangelischen Kirchentums vielleicht für immer in Frage stellt. Vielleicht ist diese in jeder Kirche schlummernde Gefahr, daß nicht der Geist Christi, sondern der des Großinquisitors in ihr triumphiere, in der Geschichte des evangelischen Kirchentums noch nie so groß gewesen wie im gegenwärtigen Augenblick, wo die Kirche beengende äußere Fesseln abstreifen kann und aus der Bevormundung des Staates entlassen worden ist. Wird sie ihre größere äußere Freiheit benutzen, um eine in dieser Welt auch mit äußerer Macht begabte herrschende Kirche zu werden, oder um ihren Dienst an der Welt, am Volk, am Staat ohne solche äußeren Sicherungen, gestützt und vertrauend auf die ihr innewohnende geistige Kraft mit um so größerer innerer Hingabe zu tun? Das ist die entscheidende Frage, von der Sein oder Nichtsein einer evangelischen Kirche abhängig ist.

Um diese Frage geht es auch beim Konkordat. Wenn vor dem Bekanntwerden des römischen Vertrags, wie schon gesagt, weite offizielle und halboffizielle Kreise jedes Konkordat ablehnten, die preußische Generalsynode zwar auch das Konkordat verurteilt, aber um der Parität willen im Falle seiner Annahme einen gleichwertigen evangelischen Vertrag, also ein evangelisches Quasikonkordat fordert, dann ist zu fragen: Welches war das Motiv jener Ablehnung? War es lediglich die Sorge, daß die römische Kirche durch die Bewilligung eines solchen Vertrages eine gefährliche Steigerung ihrer Macht erlangen würde? Oder war es vielmehr die grundsätzliche Erkenntnis, daß ein solcher Weg dem Wesen der evangelischen Kirche widerspricht und daher für sie ungangbar ist? Ist das Letztere der Fall, dann kann man nicht umhin, fest-

zustellen, daß die Kundgebung der preußischen Konkordatssynode von dieser grundsätzlichen Haltung abgewichen ist. Gewiß, die Beanspruchung der Parität ist an und für sich berechtigt. Aber kann man sich auf Parität berufen in einer Sache, die man grundsätzlich ablehnen muß? Wäre es nicht hier wie in der Schulfrage einer evangelischen Kirche angemessener gewesen, auf einen Rechtsanspruch, der zu unevangelischen Konsequenzen führt, freiwillig zu verzichten, d. h. in diesem Falle: die Forderung des Vertrags nicht zu stellen, sondern die vorher eingenommene Haltung, die eine gesetzliche Regelung durch den Staat erstrebte, beizubehalten, auch wenn der Staat mit der katholischen Kirche einen feierlichen Vertrag abgeschlossen hat, wie ihn diese von ihrem Standpunkte aus natürlich als beste Lösung erstrebte? Ist die Forderung solchen freiwilligen Verzichtes für die praktische Kirchenpolitik zu „heroisch" und deshalb als utopisch abzulehnen? Die Frage mag dahingestellt bleiben. Aber nicht zu bestreiten ist die Feststellung, daß mit der auf der Generalsynode betriebenen Politik, die durch den feierlichen Aufruf des Oberkirchenrates an die Gemeinden noch unterstrichen worden ist, die evangelische Kirche wiederum im Schlepptau der römischen Kirchenpolitik segelt.

Sie wird, daran ist nicht zu zweifeln, ihren Vertrag vom Staate erhalten. Sollen wir uns freuen, daß sie so ihre Vertragsfähigkeit erweisen und ihre äußere Stellung dem Staate gegenüber festigen und sichern wird? Verstärkt wird dadurch gewiß die äußere Macht der Kirche, aber *ebenso die Gefahr einer Katholisierung und Klerikalisierung von innen her*. Principiis obsta!

Köln Hans Vordemfelde

Ketzergerichte (I)

Die Zeit der dogmatischen Ketzergerichte scheint vorbei zu sein, nur in Bayern kam noch ein Nachspiel. Dort hat man einen neuen Apostolikumstreit wieder aufleben lassen oder vielmehr durch einen kurzen Machtspruch unter Berufung auf eine Verordnung des „königlichen" Oberkonsistoriums in München vom Jahre 1856 kurz im Keim erstickt.

Jetzt beginnt die Zeit der *ethischen* Ketzergerichte. Die ausersehenen Objekte sind die religiösen Sozialisten, wie sie sich namentlich im Bund der religiösen Sozialisten zusammengeschlossen haben. Eigentlich sollte man sich freuen, daß es Pfarrer gibt, die nach dem Grundsatz des Paulus 1. Kor. 9, 20 verfahren: „Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich Juden gewinne. .... Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz worden (so ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi), auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne." Ein Kirchenregiment sollte sich freuen, daß nicht bloß zu den Tamulen und Hottentotten Missionare gehen, die sogar die dort übliche Bigamie ruhig bestehen lassen, sondern daß auch Pfarrern das Herz schlägt für ihre eigenen Volksgenossen, die in partibus infidelium wohnen.

Allerdings lassen die religiös-sozialistischen Pfarrer sich weniger von dieser „Gewinn"- und „Bekehrungssucht" leiten als vielmehr von dem heißen Wunsche, den Sozialisten, zu deren Wirtschaftsanschauung sie sich selbst auf Grund wirtschaftlicher und christlicher Überlegung bekennen, das Beste zu geben, was ihren Sozialismus nur vertiefen und bereichern kann. Man hat es auch z. B. in Thüringen begrüßt, daß „solche evangelisch gesinnte Pfarrer, die vermöge ihrer Stellung in der Arbeiterschaft hier eine besondere offene Tür finden", vorhanden sind und „ihnen volle Wirkungsmöglichkeit für ihren besonderen Gottesauftrag gewähren" wollen — „nicht nur Duldung, was selbstverständlich scheint, sondern Hilfe und Förderung". „Man möge für solche Arbeit weises Verständnis, weitblickende Voraussicht haben, Kräfte wie den feinsinnigen und von idealem Streben beseelten Eisenacher Pfarrer D. Fuchs und Gesinnungsverwandte zur Arbeit an der Seele weiter Kreise unseres Volkes auch trotz vielleicht gelegentlich an der Kirche geübter Kritik heranziehen und fördern" — so hieß es 1923 im Thüringer Kirchenparlament — aber nachdem durch freie Wahl der religiös-sozialistischen Wähler Fuchs mit sechs Anderen in den Thüringer Landeskirchentag „herangezogen" ist, scheint man den damaligen Beschluß als eine große Torheit anzusehen.

Anders kann man sich das jetzige Vorgehen gegen die religiösen Sozialisten nicht erklären. Schon im letzten Landeskirchentag der Thüringer evangelischen Kirche wurde gleichzeitig mit dem Vorgehen gegen Pfarrer Eckert in Baden ein Vorstoß gegen Pfarrer Fuchs und seine Freunde gemacht, weil sie Eckerts inkriminierten „Aufruf der religiösen Sozialisten" mit unterzeichnet hatten oder wenigstens stillschweigend geduldet, und weil man sich durch einen Osterartikel von Pfarrer Fuchs im Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes „beleidigt" fühlte. Man muß sich doch nicht immer gleich beleidigt fühlen, wenn Allgemeinheiten ausgesprochen werden. Man braucht doch nicht immer gleich auf sich zu beziehen, was von Anderen gilt. Aber ist Empfindsamkeit, die übertrieben war, der Beweggrund des Vorgehens gewesen oder wirklich gewissenhafte Sorge um das Wohl der Kirche — jedenfalls muß gefragt werden: Leidet die Kirche mehr durch Kritik und Buße, oder leidet sie mehr durch das Bewußtsein der Tadellosigkeit?

Der Kriegszustand war da, und man nahm die religiösen Sozialisten in ein heftiges Granatfeuer und Kesseltreiben. Doch schloß man wieder Frieden mit ihnen, wobei ein Redner die religiösen Sozialisten beinahe als verlorene und verdammte Sünder ansah, die „nicht aus dem Herzen Jesu und seinen Wunden" ihre Stellung hätten. Glücklicherweise ist ja das Herz Jesu größer als das Herz jenes Ketzerrichters, und auch die Wunden Jesu sind nicht für derartige dogmatische Abgeschmacktheiten einer Blutheologie geschlagen, sondern für das Herz des Evangeliums, die Liebe zum Nächsten, die der Sozialismus auch in die Wirtschaft einströmen lassen möchte.

Doch der Friede währte nicht lange. Nachdem der Landeskirchentag vorbei war, in dem doch die Sache hätte besprochen werden können (er tagte vom 23. April bis 6. Mai), wurde zurückgegriffen auf einen Gottesdienst, den im März des Jahres der Bund der religiösen Sozialisten in der Gemeinde Seehausen bei Frankenhausen gehalten hatte. Dort war aus dem Liederbuch der religiösen Sozialisten Nr. 3 gesungen worden nach der bekannten Melodie „Russischer Rotgardistenmarsch": „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!" Die letzte Zeile erregte am 2. Juli Anstoß (solange hat's gebraucht!): „Heilig die letzte Schlacht." Dieses Lied habe politisch-militaristisches Gepräge sowohl durch Melodie als auch durch den Text erhalten, schrieb der Landeskirchenrat.

Man sollte sich eigentlich freuen, daß ein Lied, welches den Glauben und das Sehnen des Proletariates ausdrückt, nun auch in Kirchen gesungen wird, wenigstens bei den religiös-sozialistischen Sondergottesdiensten. Aber nein, es darf nur gesungen werden, was vorher vom Kirchenvorstand, nötigenfalls vom Oberpfarrer oder Landeskirchenrat genehmigt worden ist. Was ist doch das für ein Armutszeugnis, das damit der Volkskirche ausgestellt wird! Nicht das Volk, was sich in der Kirche sammelt, wählt seine Lieder, sondern der Kirchenvorstand beschließt, was gesungen werden darf — der Kirchenvorstand, der oft gar nicht religiös-sozialistisch ist. Aber die Kirchenmauern könnten ja einfallen vom Schall solcher Klänge.

Die Melodie wird von russischen Rotgardisten gesungen! Entsetzlich! Weiß man denn nicht, daß die Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden" — ein weltliches Liebeslied war: „Mir ist mein Sinn verwirret von einer Jungfrau zart?" Ist das nicht eine Schändung unserer

heiligsten Karfreitagsgefühle, daß ein weltliches Liebeslied in die Kirche hineingetragen wird? Geht nicht die Melodie: „Laßt mich gehn!" nach der spezifisch-militaristischen Melodie: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod"? und wieviele andere Melodien werden noch in der Kirche gesungen, deren Melodie sehr zweifelhafter Herkunft ist!

„Heilig die letzte Schlacht!" Das klingt ja, als ob nun bald die letzte Schlacht geschlagen sein sollte. Aber die letzte Schlacht darf noch nicht sein, es wäre zu früh, jetzt diese Hoffnung schon zu hegen. Ist's nicht eine grausame Ironie, die darin liegt, daß von der letzten Schlacht nicht geredet werden darf? Das schmeckt ja wie ewiger Friede, der demnächst anbrechen soll. Jeder, der die religiösen Sozialisten kennt, weiß, daß sie Pazifisten sind, ziemlich radikale Pazifisten. Wir denken gar nicht daran, den Klassenkampf zum Bürgerkrieg werden zu lassen. Der Klassenkampf ist ebenso wie die letzte Schlacht ein geistig-sittliches Ringen und Kämpfen — wie das ja auch von vielen hervorragenden Führern des politischen Sozialismus gesagt worden ist. Darin unterscheiden wir uns eben von den Kommunisten, daß wir einen Sozialismus ohne Gewalt erstreben.

Merkwürdig, daß gerade in Thüringen diese Lieder Anstoß erregt haben, in einer Gemeinde, wo ein Pfarrer der Deutsch-Kirche amtiert! Die Lieder, die die „deutschkirchlichen" Pfarrer singen, sind gewöhnlich nicht auf den Pazifismus gestimmt, wie wir ihn vertreten.

Was sagt der Landeskirchenrat dazu, daß in Thüringen ein Pfarrer bei den Gedächtnisreden der Gefallenen in der Kirche vor dem Altar in der Uniform eines Leutnants erschien, nicht einmal, sondern öfter? Daß er sogar die Kriegswaffen in der Kirche vor dem Altar aufstellen ließ: Gewehr, Säbel usw.? Ist das nicht politisch-militaristisches Gepräge?

Was sagt der Landeskirchenrat dazu, daß ein Oberpfarrer sogar Ausstellungen von Kriegswaffen veranstaltet und dauernd eine derartige Sammlung eines Museums betreut? Ist das kein politisch-militaristisches Gepräge, das er dadurch seinem Amt gibt? Oder benutzt er etwa diese Waffen und Kriegserinnerungen, um seinen Konfirmanden das fünfte Gebot einzuschärfen? Solange derartige Dinge den Kriegsgeist beleben und beleben dürfen unter den Augen des Landeskirchenrats, ist ein Verbot des Liedes „Heilig die letzte Schlacht" ein Kampf mit Kanonen gegen Spatzen.

Übrigens sind in anderen Landeskirchen, z. B. Baden, obiges Lied und das Lied von Kurt Eisner: „Wir werben zum Sterben um ferne Gestirne" nach der Melodie: „Wir treten zum Beten", die im öffentlichen Gottesdienst der religiösen Sozialisten in Mannheim am 1. August 1928 gesungen wurden, nicht beanstandet worden. Offenbar hütet man sich dort, die religiösen Sozialisten aus der Kirche hinauszuweisen, während man es hier in Thüringen versucht. Denn die religiösen Sozialisten werden diese Lieder trotzdem singen; wenn nicht in der Kirche, dann eben außerhalb der Kirche, wo dann auch ihre Andachten sein werden. Aber dann darf man die Thüringer evangelische Kirche nicht, wie es in § 3 ihrer Verfassung heißt, „eine Heimat evangelischer Freiheit und Duldsamkeit" nennen.

Wie stimmt es außerdem mit dem Geist des Minderheitengesetzes überein, wenn man den zehn Millionen Sozialisten, die in Deutschland zur Kirche gehören und wovon in Thüringen verhältnismäßig ebensoviel wohnen, ihre Lieder in der Kirche verbieten will? Hat man so wenig Verstehen für das proletarische Sehnen? Das kann doch nur eine Kirchenregierung tun, die weniger auf religiöses Leben als auf Ordnung und Disziplin sieht und noch in den früheren Beamtenkategorien denkt.

Das sieht man auch deutlich an dem Vorgehen gegen Pfarrer Fuchs. Dieser hatte in einem Artikel, der durch die sozialistische Presse ging, „Friedenstrauertag" überschrieben, die Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses zum 28. Juni (Versailler Frieden) kritisiert. Er hatte Mangel an Taktgefühl darin gesehen, daß der Tag der Unterzeichnung des Friedens als Tag der Trauer begangen werden sollte. Er vermißte ein Wort des Friedens und der Friedensaufgabe in dieser Botschaft:

> Der evangelische Kirchenausschuß steht mit den Kreisen des deutschen Volkes, die sich mit Vorliebe als die Träger frommer Gesinnung ansehen, völlig unerlöst unter der Herrschaft der Bitterkeit und nationalistischen Verhetzung, die über der äußeren Demütigung, die unserem Volke widerfahren ist, die unendlich heilige und große Aufgabe nicht sieht, die mit dieser Demütigung dem deutschen Volk gestellt ist. ... Den Tag der Unterzeichnung des Friedens nach dem grausigsten Krieg der Weltgeschichte machen die Behörden von christlichen Kirchen zu einem Tag nationalistischer Hetze. ... Dieser Erlaß ist direkt ein Aufruf an sämtliche deutsche Pfarrer, statt der Verkündigung des Evangeliums nationalistische Leidenschaft und Kurzsichtigkeit ihren Gemeinden zu predigen. ... Wir feiern den Tag mit dem heiligen Willen, an diesem Werke des Friedens mitzuarbeiten und nicht mit egoistisch-nationalistischer Hetze zu stören. Und wir glauben, damit dem zu gehorchen, den in viel Worten auch der evangelische Kirchenausschuß seinen Herrn zu nennen pflegt, der uns aufgefordert hat, nicht an unseren Stolz, sondern an unsere Aufgabe für die Anderen zu denken.

Gegen diesen Artikel schrieb nun der Eisenacher Amtsbruder Rudolf Nitzsch einen offenen Brief „Die Evangelische Kirche und der Versailler Trauertag". Er warf Fuchs vor, daß er wie ein Schwärmer weltliches und geistliches Regiment verwechsle, und hält es für richtig, daß der DEKA sich der Pflicht unterworfen habe, Unrecht und Lüge beim richtigen Namen zu nennen. Er bedauert zwar, daß die Empfindung des unserem Volke angetanen Unrechts nicht weiter und tiefer geführt hat bis zur Empfindung des Bösen in der Welt, an dem wir alle schuldig sind, daß der DEKA sich die Gelegenheit zu einem erschütternden Ruf zur Umkehr und zu wirklicher Friedensgesinnung hat entgehen lassen. Die Kirche hat es sonst getan und tut es; daß sie es jetzt nicht getan hat, kann man bedauern, aber berechtigt es zu einem Angriff? Nitzsch sieht in Fuchs den Agitator, der durch seine Art, die hier über das Ziel hinausschießt, mehr schadet als nützt und die Brücken zwischen Proletariat und Kirche zerstört.

Gleichzeitig nahm ein Pfarrer em. Schuldirektor a. D. Siedentop in einem offenen Brief an Fuchs Gelegenheit, all seinen Zorn über diesen ungehorsamen Beamten im Talar gegen seine oberste Kirchenbehörde auszugießen. Er hielt Fuchs all die Fehler der sozialistischen Partei vor, besonders des Reichskanzlers Hermann Müller, Scheidemann usw., redet noch von dem Dolchstoß in den Rücken des Heeres, kurz: das ganze Arsenal der reaktionären, antisozialistischen Presse wird geöffnet und an Fuchs versucht. Auch die Kirchensteuern der Bürgerlichen müssen herhalten, um Pfarrer Fuchs sein Eintreten für den Sozialismus als unrecht hinzustellen. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!" „Ehret den König!" „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!" — Diese Bibelworte werden angeführt, um gegen Fuchs' Standpunkt im Sozialismus loszuziehen in einer Weise, die selbst dem Gegner Pfarrer Nitzsch zur Verteidigung Fuchsens noch einmal die Feder in die Hand drückt gegenüber diesen Angriffen, die selbst in Freidenker-Kreisen ihresgleichen suchen. „Hahnebüchen" nennt man aber auch diese Verkehrtheit der Meinungen und diese Kampfesweise wohl am besten.

Fuchs hat dann am Sonntag, 30. Juni eine Predigt zur Sache gehalten, desgleichen Pfarrer Nitzsch, die beide in der CW vom 3. August 1929 unsern Lesern vorgelegt wurden.

Der Landeskirchenrat der Thüringer Kirche hat inzwischen am 27. Juni an Pfarrer D. Fuchs die Mitteilung gelangen lassen, daß er seine öffentliche Kritik in dem erwähnten Aufsatz begründen möchte. Am 2. Juli tat das Fuchs in einem ausführlichen Schreiben an den Landeskirchenrat, wobei er auch seine Predigt vom 30. Juni in Abschrift beifügte.

Doch was geschah nun? Unterm 9. Juli erhielt Pfarrer Fuchs eine Warnung vom LKR auf Grund des § 2 und 5 des Gesetzes vom 7. Juli 1921 über Dienstvergehen. In diesem Gesetz heißt es im § 2:

Ein Dienstvergehen liegt vor, wenn ein Pfarrer seine Amts- oder Standespflichten schuldhaft verletzt oder durch sein Verhalten in und außer dem Amt sich des Vertrauens, des Ansehens und der Achtung unwürdig zeigt, die sein Beruf oder Stand erfordert. Abweichungen in der Lehre fallen nicht unter dies Gesetz.

Damit sind die dogmatischen Ketzergerichte in Thüringen glücklicherweise unmöglich gemacht. Doch nun kommen die ethischen Ketzergerichte.

Welches ist die Amts- und Standespflicht des Pfarrers, sein Ansehen und seine Achtung? Professor Dr. Koellreutter in Jena, ein Jurist, hat auf dem Thüringer Pfarrertag einen Vortrag gehalten, der im Thüringer Pfarrerblatt April 1929 abgedruckt wurde. Darin heißt es:

So hat z. B. der Pfarrer heute Beamteneigenschaft, aber er ist nicht Beamter im Sinne der Staatsbeamten als Träger öffentlicher Gewalt. Die Beamteneigenschaft des Pfarrers ist mehr etwas Äußerliches und stellt ihn zwar unter die Kirchengewalt, tritt aber ganz zurück hinter seiner eigentlichen Aufgabe, die aus dem Wesen der Kirche erfließt, Verkündiger des Bekenntnisses, Wahrer und Mehrer des Glaubens zu sein.

Die eigentliche Aufgabe, die alles Andere überragt, auch die äußere Beamteneigenschaft, auch den Gehorsam gegen die Kirchengewalt, ist die Verkündigung des Bekenntnisses und die Bewahrung und die Mehrung des Glaubens.

Wie steht es nun damit im vorliegenden Fall? Hat Pfarrer Fuchs sein Amt, das Evangelium zu verkünden und den Glauben zu wahren und zu mehren, schuldhaft verletzt oder durch sein Verhalten sich des Vertrauens, des Ansehens und der Achtung unwürdig gezeigt, die sein Beruf und Stand erfordert?

Wenn Pfarrer Fuchs etwa ein Trinker wäre oder Ehebrecher oder Betrüger, dann könnte man sagen: „Er hat seine Amtspflicht verletzt." Mir sind Fälle dieser Art bekannt, die der Verkündigung des Evangeliums viel mehr Abbruch tun als Fuchsens ethische Ketzerei.

Das alles trifft auf Pfarrer Fuchs nicht im Entferntesten zu. Er hat lediglich deshalb gegen die Kundgebung des DEKA Einspruch erhoben, weil ihm darin das Evangelium zu kurz kam. Er empfindet es als einen bei einer derartigen angesehenen Behörde unverzeihlichen Fehler, daß sie dieses ihr Amt, das Evangelium zu verkünden, nicht ernst und tief genug in dem erwähnten Aufruf genommen hat.

Ein Beamter des Staates, der die Staatsgewalt zu vertreten hat, darf selbstverständlich nicht seine Staatsbehörde derartig angreifen und ihr Vorwürfe machen. Aber ein Beamter der Kirche, der zuerst Bekenner des Evangeliums sein soll, ist doch wohl in diesem Punkt völlig anders gestellt. Sieht er das Evangelium gefährdet, dann muß er seine Stimme aufheben, auch gegen die Obrigkeit der Kirche. „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen." Auch die Obrigkeit der Kirche besteht aus Menschen, so leid uns das tut. Aber es ist nun einmal so. Und Menschen fehlen, irren, haben Mängel.

Oder hat Luther kein inneres Recht gehabt, gegen den Papst und seine ganzen Behörden aufzutreten? Preisen wir ihn nicht gerade deswegen, daß er in seiner Verkündigung des Evangeliums auch gegen die Obrigkeit aufgestanden ist?

Mir scheint, hier liegt wieder einmal (!) die verhängnisvolle Verwechslung zwischen Kirche und Staat vor. Im Staat und bei seinen Beamten kommt es zuerst auf Gehorsam und Disziplin an. In der Kirche kommt das in letzter Linie. Hier ist das Entscheidende: die Verkündigung des Evangeliums.

Professor D. Paul Drews sagt in seiner Monographie „Der evangelische Geistliche" (Eugen Diederichs 1924) ungefähr Folgendes: „Das, was das Ansehen des deutsch-evangelischen Pfarrers am meisten geschädigt hat, war das Patronat — jene Abhängigkeit des Pfarrers von den Ansichten, Meinungen und Launen seines Brotherrn." (Vgl. z. B. S. 40. 67. 121. 137. 142!) Diese Bemerkung sollte uns zu denken geben.

Auch heute schadet dem Pfarrer am meisten die Unfreiheit in seiner Verkündigung. Nichts zerstört das Vertrauen, das er in seinem Amt und seinem Stand braucht, so sehr wie die Meinung der Kirchenglieder und auch derer, die es nicht mehr sind, daß der Pfarrer nur sagen dürfe, was erlaubt ist und bei seiner Behörde keinen Anstoß erregt. Darin bestand doch wohl die Gewalt der Rede Jesu, wie am Schluß der Bergpredigt erwähnt wird, daß man fühlte: Es ist seine innerste Überzeugung, was er sagt. Er redet nicht bloß was er darf, sondern was er muß.

Jedes Verfahren gegen dogmatische Irrlehren ist vom Übel, aber ebenso jedes Verfahren gegen christlich-ethische Verschiedenheiten, noch dazu wenn wir sagen müssen, daß sie dem Evangelium noch mehr Raum schaffen wollen. „Den Geist dämpfet nicht!" heißt es in der Schrift. Das sollten sich die Kirchenbehörden vor allem zum Grundsatz machen. Dämpfen sie aber den Geist, dann brechen sie dem Pfarramt das Rückgrat und sind mit die Schädlinge unserer evangelischen Kirche.

Ist es nicht auch eine sehr mißliche Art des Disziplinarverfahrens, daß dieselbe Behörde, der Landeskirchenrat, das Urteil spricht, gegen die in diesem Falle Pfarrer Fuchs seine Vorwürfe erhoben hat? Wo ist sonst Rechtens, daß der Angeklagte zugleich auch der Richter ist? Denn an den Beschlüssen des DEKA ist auch der Thüringer Landeskirchenrat mitbeteiligt; er ist durch ein Mitglied, wahrscheinlich den Landesoberpfarrer, dort vertreten und war es auch bei den Beschlüssen in Eisenach. Wäre es nun nicht ein Zeichen von Sachlichkeit und Unparteilichkeit, wenn das Urteil über Recht oder Unrecht von Fuchsens Kritik nicht dieselbe angegriffene Behörde, sondern ein Dienstgericht zu bilden gehabt hätte? Da wäre doch wenigstens dieser arge Schönheitsfehler vermieden worden, daß Angeklagter und Richter in einer Person zu finden sind.

Was die Sache betrifft, so hat sich Rade in Nr. 13 der CW noch strenger als Fuchs über die Kundgebung des DEKA geäußert. Beide unabhängig voneinander.

Und was sagt Zauleck im „Mutigen Christentum" Nr. 27? „Lügenabwehrgottesdienst"! Dasselbe, was Fuchs und Rade vorbringen, aber wieder anders begründet! Es heißt da:

Diese ganze kirchliche Aktion ist einzig und allein daraus zu erklären, daß es vielfach dieselben Männer sind, die sowohl in der deutsch-nationalen Partei wie in den führenden kirchlichen Ämtern und Würden sitzen, und daß da ganz harmlos die Gemeinde Jesu Christi verwechselt wird mit der Wählerschaft, das Sonntagsblatt mit der Parteipresse, der Sonntag mit dem Alltag, die Ehre Gottes mit der (ach so befleckten!) Ehre der Nation. Die erste Aufgabe der evangelischen Kirche ist, wie Luthers erste These sagt, die Predigt der Buße. Wie verträgt sich mit dieser ihrer ersten Aufgabe der Lügenabwehr- und Trauergottesdienst der evangelischen Landeskirche?

Unter diesem Aufsatz steht dann noch das Wort des Abgeordneten Sollmann im Reichstag:

Die evangelische Kirche segelt ganz im nationalistischen Fahrwasser und verliert deshalb immer mehr den Boden in den breiten Schichten des Volkes. Sie wird jetzt nur noch gestützt von reaktionären Gewalten, die in der Kirche ein Mittel zur Beherrschung des Volks sehen. ...

Wie sagt doch der Erlanger Professor D. Althaus, der auf der theologischen „Rechten" steht, zum Fall Knote:

Es geht zuletzt um die Frage, ob wir den Mut haben, eine evangelische Kirche zu sein. Eine Kirche, die ... kirchliche Ordnung und Recht ernst nimmt und doch die Freiheit hat, es zu durchbrechen, das ist die evangelische Kirche. **Habemus ecclesiam**, sprechen wir mit neuer Freude, aber nicht eine römisch-katholische Kirche, nicht **rem publicam ecclesiasticam** suchen wir. Mögen wir den Mut haben, Kirche im evangelischen Sinne zu sein. (Freie Volkskirche 15, S. 119, Sp. 3.)

Außer Fuchs hat noch ein anderer religiös-sozialistischer Pfarrer öffentlich gegen die Kundgebung des DEKA im Jenaer „Volk" seine Stimme erhoben. Ich will nicht auf den Artikel eingehen, da ich ihn nicht zu Gesichte bekam.

Aber ich finde es sehr bedenklich, daß man gegen diesen Pfarrer gleich mit einem „Verweis", der zweitschwersten Strafe vorgegangen ist. Und zwar hat dieselbe Behörde, die er mit angriff (der LKR), auch das Urteil gefällt — also die gleiche schwere Kompetenzfrage wie im Falle Fuchs, daß Angeklagter und Richter dieselben sind. Außerdem hat man dem Verfasser noch besonders den Vorwurf „der Jugend" gemacht, auch die „Freie Volkskirche". Wenn derartige Kategorien, „Alter" und „Jugend", in die Debatte und beim Urteil eines Dienstgerichtes oder auch in einen wissenschaftlichen Streit hineingezogen werden sollen, dann könnte man nur noch nach medizinischen Gesichtspunkten urteilen: Jugendreife, Altersüberreife und -Verkalkung.

Nein, hier entscheidet nicht das Lebensalter, sondern die Lebenstüchtigkeit, die ein Jugendlicher oft mehr besitzt als ein Alter. Hier entscheidet nur Recht oder Unrecht.

Außerdem hätte sich der Landeskirchenrat sehr hüten sollen, gerade diesen jungen Pfarrer gleich mit einem Verweis zu bestrafen — der zweiten Strafe —, der durch eine Umfrage über das Predigerseminar schon einmal beim Landeskirchenrat Unwillen erregt hat. Es entsteht dadurch zu leicht der Schein, daß er für diese durchaus notwendige Stoffsammlung, die er im Dienst einer „guten Sache" vornahm, besonders aufs Korn genommen werden sollte. Das möchte ich doch vom Landeskirchenrat unserer Thüringer Kirche nicht gesagt sein lassen. „Meide auch den bösen Schein!"

Apolda Paul Kohlstock

Noch einmal Pfarramt und Politik (II)

Es gibt Fragen im Leben, über die man schwer zur Ruhe kommt. Von denen könnte man mit Faust sagen, wenn man sie am Schreibtisch erörtert: „Doch auch, indem ich dieses schreibe, mahnt mich etwas, daß ich dabei nicht bleibe." Zu diesen Fragen gehört für mich die nach der politischen Betätigung des Pfarrers. Vor dem Krieg ein leidenschaftlicher Gegner aller politischen Arbeit der evangelischen Geistlichen trieb mich die Not der Nachkriegszeit zu gegensätzlichen Erwägungen. „Christlichen Volksdienst" und „Evangelische Volksgemeinschaft" habe ich nach kurzem Bedenken freudig begrüßt und mich sehr aktiv in den Dienst der guten Sache gestellt. Aber schon nach drei Jahren ernster Mitarbeit frißt wieder der Zweifel an meinem Pfarrersherzen. Nicht als ob ich die Sache der evangelischen Parteien in ihrem Wert in Zweifel ziehen wollte, nicht als ob ich als Mensch und Christ den härtesten Kampf und die ärgste Verkennung und Verleumdung scheute — solcher Einsatz bis zum letzten Blutstropfen liegt mir schon! —, aber mein Seelsorgergemüt wird stets beschwerter und verdunkelter. Gewiß betrübt es mich auch, daß man verkehrte Einsätze der evangelischen Politik nicht baldigst korrigiert und darin unbelehrbar und unbekehrbar bleibt wie die anderen Parteien auch, wobei ich besonders an die Evangelische Volksgemeinschaft denke*); meine Not ist die Herrlichkeit des Universalismus unseres Amtes. In drei ernsten Jahren ist mir deutlich geworden, daß ein evangelischer Seelsorger seinen Beruf aufgeben muß, wenn er im Ernst und großen Stil evangelische Politik treiben will.

In die Dunkelheit dieses ungewissen Tastens fällt mir nun ein gar tröstlicher Sonnenblick. Führerpersönlichkeiten des Christlichen Volksdienstes in Württemberg sprachen es vertraulich aus — ich begehe mit dem Bekanntgeben hoffentlich keine Indiskretion —, daß sie Pfarrer nicht in die führenden Stellen bringen wollen. Eine Bergeslast fiel von meiner Seele. Und in einem öffentlichen Vortrag zu Tübingen am 18. Februar d. J., der der Sache des Christlichen Volksdienstes gewidmet war, sagte Professor Schlatter: „Die Verwaltung des Politischen ist nicht Sache der Bischöfe, sondern der Diakonen. Der Pfarrer bleibe bei seinem über dem Politischen stehenden Beruf."

Mein Herz jubelte über diese Befreiung. Man kann den Führern des „Christlichen Volksdienstes" nicht dankbar genug sein für diese Entlastung unseres Seelsorgergewissens. Endlich — endlich einmal eine politische Richtung, die uns Pfarrer nicht mißbrauchen will!! Soll ich die politischen Parteien bisheriger Observanz verklagen, weil sie gerne die Geistlichen heranzogen? Nein! Nur zu willig haben sich viele in den Dienst von Parteiinteressen gestellt, auch wenn sie zumeist wohlmeinende Idealisten waren. Die Schiebenden sahen oft mit Schmerz, daß sie bald zu den Geschobenen gehörten. Die neue evangelische Partei, die allenthalben in Deutschland fröhlich emporgrünt, auch wenn ihr vielfach noch vorhandenes Veilchendasein wenig beachtet wird, will entschlossen auf die evangelischen Seelsorger als Führer und Agitatoren verzichten. Gerade sie könnte uns mit Recht nachdrücklichst beanspruchen, aber sie weiß, daß die öffentliche Stellung des Seelsorgers ein überaus heikles Ding ist. In diesem hochherzigen und gewiß nicht ganz leichten Verzicht — weithin sind meist nur Seelsorger für eine aufrichtige evangelische Politik zu haben — verdeutlicht sich uns die Echtheit und Zukunftskraft der neuen Bewegung. Gerade dieser Verzicht wird ein Stück ihrer Kraft und ihrer Erfolge werden.

Indem ich solches schreibe, wird mir deutlich, daß ich damit meine Stellung zur Frage in meiner kürzlich erschienenen kleinen Broschüre „Zentrale und periphere Gemeindearbeit" *) leise korrigiere. Ich tue das nicht gerade gerne. Aber um der Wahrhaftigkeit und der wachsenden Einsicht willen muß es geschehen. Waren zu Luthers Zeit die Fürsten Notbischöfe, so sind heute die Pfarrer Notpolitiker, weil sich andere Menschen ganz guten und ganz lauteren Willens so wenig zu diesem sauren Geschäft hergeben. Doch die Notbischöfe verschwanden und wurden abgelöst. Diese Ablösung war nichts sehr Erfreuliches. Gebe Gott, daß die Ablösung der pastoralen Notpolitiker ein etwas erhebenderes Erlebnis wird! Im Blick auf Württemberg darf man das sogar zuversichtlich erhoffen.

Unser pastorales Palladium bleibt eben doch der Universalismus des seelsorgerlichen Dienstes, ganz gleich, ob ich es mit Völkischen oder Kommunisten zu tun habe. Der mammonistische Lebemann ist genau so gut ein Objekt meiner Seelsorge wie der versoffene Proletarier. Man sei da nach oben und unten mit moralischen Zensuren sehr vorsichtig! Ergreife ich aber Partei, sei es auch die idealste, die christlichste, die gerechteste, die politisch besonnenste und reifste, so verbaue ich mir die Wege zu Allen, die diese ideale Partei aus irgendeinem Grunde schroff oder ruhig ablehnen. Denn diese ideale Partei wird von den anderen, an die sie Leute abgeben muß, so schlecht gemacht, daß auch der ehrlichste politische Sucher nicht mehr klar sehen kann. Meine treuherzigsten Gemeindeglieder waren betroffen und verwirrt, als ich ihnen die evangelische Partei empfahl. War das nicht Verrat an ihren Brüdern, an höchsten Arbeiteridealen, am proletarischen Zukunftsstaat?! Und der Unternehmer blickt uns finster an, wenn man von mangelnder sozialer Gesinnung spricht und zeigt uns, daß er weit mehr für seine Leute tut, als er eigentlich tragen kann. Stößt man ihn vor den Kopf, kommt er nicht mehr in die Kirche, d. h. aber die Möglichkeit zu einer völligen christlich-sozialen Einstellung auf Grund einer religiösen Krisis wird damit unmöglich gemacht.

Damit will ich nun keineswegs sagen, daß wir die neuen evangelisch-sozialen Parteien mit ihren oft so harten, herben, weltfremden Namen nicht mit Freuden begrüßen sollen, sofern sie nicht mit zu viel Vorkriegsromantik belastet

*) Inzwischen haben sich die Dinge geklärt, aber leider nur neue Zersplitterung gebracht.

*) Empfohlen Nr. 12 Sp. 602. Erschienen im Evangelischen Verlag Kaiserslautern. 24 S. 80 Pfg. D H

sind. Auch wer das Prädikat „evangelisch“ vermeidet, versteht nicht das Gebot der Stunde. Doch das soll uns am wenigsten Sorge machen. Die innere Logik der Tatsachen wird schon zu einem „Deutsch-evangelischen Volksbund“ oder zu einer „Deutsch-evangelischen Volksgemeinschaft“ nötigen, obwohl damit zu Anfang sehr viel, vielleicht zu viel gesagt ist. Aber das Ziel soll es doch sein. Jedenfalls begrüßen wir diese ganze deutsch-evangelische Bewegung aus tiefster Seele, vor allem die starke Wurzel einer solchen im gesegneten Schwabenlande. Wir evangelischen Pfarrer dürfen uns dafür begeistern. Aber Führer und Werber dürfen wir nicht sein. Oder sage ich damit zu viel? Meine Seele zittert beim Ja und zittert beim Nein. Und diese tiefe Not führt mir heute die Feder. Heißer Dank denen, die wie die Führer des Volksdienstes und Professor Schlatter uns vom Führerdienst lossprechen. Aber wer mitten drinsteht im Wogen und Gären des Neuen, der weiß, wie schwer die Zurückhaltung ist. Als Pfarrer heißt es: Zurückhaltung, Schweigen, Dienst an Allen! Aber heiß lodert in der Seele das Verlangen des Menschen, des Christen, des Volks- und Vaterlandsfreundes, zu helfen und zu rufen: Die Stunde ist da! Die Führer sind erschienen! Alle Mann an Bord!! Ja es gibt eine furchtbare Kollision der Pflichten. Professor Heim hat tief und geistvoll nachgewiesen, daß diese Kollision oft mit dem Zeitproblem zusammenhängt. Ja, ja die Zeit, das Ungeheuer Zeit! Wir warten der Stunde, wo die große, heilige Bewegung nicht mehr Winkelsache, sondern Volkssache, Kirchensache, Vaterlandssache, Weltsache ist. Dann mag auch die Zurückhaltung gegenstandslos sein, weil Alle fühlen, daß das Neue da ist, daß es siegt und siegen muß, wenn nicht das Chaos kommen soll.

Mainz-Bretzenheim Karl Veller

Ein Wort an die religiösen Sozialisten (III)

Es ist noch nicht allzulange her, daß man zum ersten Mal von dem Zusammenschluß der „Religiösen Sozialisten“ las und hörte, und ich möchte annehmen, daß es der Mehrzahl der Beobachter unseres religiösen Lebens ähnlich gegangen ist wie mir, wenn ich dachte: Wie gut, daß sich da Sozialisten unter sachkundiger Führung zusammenfinden, um den Gegenbeweis zu erbringen gegen das Schlagwort von der Irreligiosität der sozialdemokratischen Massen, und um diesen eine Brücke zu bauen zu dem seiner Wesensart nach überparteilichen Christentum. Ich sah in dem Bunde religiöser Sozialisten eine Oase in der Wüste der jeder Religion abgewandten sozialdemokratischen Agitation, auf die ich seither in der Debatte von Mund zu Mund gern hingewiesen habe, so wie vorher wohl auf die Einzelperson des Reichsinnenministers Severing, der sich meines Wissens stets treu zu seiner evangelischen Kirche sogar bekennt, wenn Andere ihrer parteipolitischen Unduldsamkeit ein christliches Mäntelchen umhängten.

Sammlung der religiös Gebundenen innerhalb der sozialdemokratischen Partei schien mir der leitende Gesichtspunkt bei der Gründung des Bundes zu sein: Stärkung des Christentums also, dem erst sekundär das Ziel der Verbreitung der sozialistischen Idee und der Verbreiterung der Tragfläche der sozialdemokratischen Partei folgen sollte. Optimisten mögen von dem Bunde sogar die allmähliche Durchdringung der sozialdemokratischen Partei mit christlicher Weltanschauung erwartet haben, und auch der kühlere Beobachter hat jedenfalls geglaubt, die neue Bewegung vom religiös-christlichen Standpunkt aus hoffnungsfreudig begrüßen zu können.

Überraschend schnell werden wir nun anscheinend gezwungen, dem Bunde religiöser Sozialisten gegenüber eine klare Entscheidung zu treffen oder aber seinen Führern mahnend zuzurufen, daß weder dem Christentum noch religiöser Weltanschauung — absichtlich lasse ich jedes kirchliche Interesse ganz außer Betracht — damit gedient sein kann, wenn eine weitere Gruppe Menschen, die zur Abwechslung einmal der politischen Linken angehören, die Religion zum Deckmantel parteipolitischer Geschäfte machen.

Der in meinen Worten liegende Vorwurf klingt hart, und ich will gern glauben, daß die Bewegung ihn als Ganzes noch nicht verdient, so daß einsichtige Führer noch imstande sind, das Steuer herumzureißen, das Pfarrer Eckert-Mannheim durch seinen Aufruf in eine höchst bedenkliche Richtung gelenkt hat. In diesem Aufruf, den ich wohl als bekannt voraussetzen darf, interessiert mich das Kapitel „Gegen die Kirche“, wegen dessen der zuständige Oberkirchenrat auf Verlangen der Pfarrsynode Karlsruhe-Land ein dienstgerichtliches Verfahren gegen Pfarrer Eckert eingeleitet hat, am allerwenigsten. Mag Eckerts vorgesetzte Behörde, die sicherlich ein ebenso vollgerüttelt und geschüttelt Maß Schuld an der Krisis des Kirchenchristentums trägt wie die Landeskirchen anderer Länder und Provinzen, sehen, wie sie mit ihrem unbotmäßigen Pfarrer, der ihr und einer Anzahl Amtsbrüder unbequeme Wahrheiten sagt, fertig wird — — *)! Was mich und jeden Christen interessieren muß und meines Erachtens zu schwersten Bedenken Anlaß gibt, sind die allgemeinen Grundsätze, die Eckert in seinem Aufruf besonders unter den Überschriften „Für die Religion“, „Für das Christentum“, entwickelt. Ich setze beide Kapitel wörtlich hierher:

Für die Religion

Wir sind religiöse Sozialisten, weil uns der Kampf um den Sozialismus ein heiliger Kampf ist, zu dem uns Gott zwingt.

Wir sind religiöse Sozialisten, weil nach unserer Ansicht die sozialistische Ordnung nicht nur durch den Kampf um die politische Macht im Staate und die Durchführung der Gemeinwirtschaft kommen und bestehen wird, sondern auch seelisch, innerlich vorbereitet sein muß in den Herzen der Menschen. Egoistische, gewalttätige, liebloseste, unverantwortliche Menschen, die sich nicht in den Dienst eines Höheren und Ewigen gestellt wissen, die sich nicht von innen her zum Dienst an den Mitmenschen gezwungen sehen, werden die sozialistische Gemeinschaft nie bauen können. Die Disziplinierung und Erziehung der Massen, wie sie der politische und wirtschaftliche Kampf mit sich bringt, und die Kulturbewegung der Arbeiterschaft kann diese inneren Voraussetzungen der sozialistischen Gemeinschaft nicht schaffen. Gerade weil wir Sozialisten sind, müssen wir religiöse Menschen sein, müssen wir Christen sein.

Für das Christentum

Wir sind überzeugt, daß in keiner Sittenlehre und in keiner Religion mehr Kraft liegt für die innere Vorbereitung und Ertüchtigung des kämpfenden Sozialisten, als im recht verstandenen Evangelium Jesu Christi und der prophetischen Offenbarung des Alten Testamentes.

Wir sind religiöse Sozialisten, weil unsere Hoffnung auf die neue Ordnung unter den Menschen ihre Kraft aus dem Glauben nimmt, daß es eine Vorwärtsentwicklung gibt nach dem Reiche Gottes zu, dem Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, der Freude im Heiligen Geiste hier auf dieser Erde. Wir sind weit davon entfernt, die sozialistische Ordnung mit dem Reiche Gottes zu verwechseln; wir sehen aber in ihr einen notwendigen Schritt in der Richtung auf das Reich Gottes hin.

Einzig und allein der allerletzte Satz erlaubt den Lichtblick, daß der Verfasser des Aufrufs sich im tiefsten Inneren des Primats des Reiches Gottes allen menschlichen Dingen gegenüber bewußt ist, im übrigen spricht er sich „für die Religion, für das Christentum“ aus, weil er Beides als beachtliche Machtfaktoren erkannt hat, ohne die der Sozialismus nicht vorwärts kommt, weil nur die Religion die wahren inneren Voraussetzungen für die sozialistische Gemeinschaft schaffen kann. Wie eine höchst naive Gotteslästerung muten mich die angeführten Kapitel aus dem Aufruf des Pfarrer Eckert an: Seid doch nicht dumm, ruft er den Parteifreunden gewissermaßen zu, nutzt die gewaltige Kraft, die in Sittenlehre und Religion des Christentums liegt, für eure Partei, für die von euch erstrebte sozialistische Ordnung, für euren irdischen Parteikram!

*) Der „Fall“ ist inzwischen erledigt. Uns interessiert, daß der Verfasser obigen Artikels an ganz Anderem Anstoß nimmt als an jenem Angriff auf die „Kirche“. D. H.

Nur Nutzen bringen sollen Religion und Christentum, kein Wort davon, daß sie auch verpflichten, kein Wort von dem, was nach diesem Erdenleben sein wird, sein könnte, kein Wort von Buße, von menschlichem irdischen Irren und Fehlen. Geradezu eine Patentlösung — doch ich will nicht unnötig hart und bitter werden!

Wie sehr der ganze Aufruf des Pfarrers Eckert parteigebunden-irdisch ist, das sehen wir am besten, wenn wir von den beiden angeführten Kapiteln zurückgehen auf das Kapitel „Wir sind Sozialisten". Selten las ich soviel Zukunftsmusik als absolute Wahrheit hingestellt: Die sozialistische Ordnung hebt das Privateigentum auf — — sie macht die Proletarier zu freien Menschen — — sie erlöst die Besitzenden — — sie entzieht dem Schmarotzertum — — sie überwindet, vereinigt, schenkt, gibt usw. usw. — Kurzum der fertige Himmel auf Erden, ohne auch nur mit eines Atemzuges Länge daran zu mahnen, daß alles Irdische fehlerhaft sein und bleiben wird.

Wenn der Verfasser im Eingang seines Aufrufes sagt, weithin herrsche Unklarheit und Voreingenommenheit gegen seinen Bund, so scheint uns, hat er mit seinem Aufruf allerdings Klarheit geschaffen, aber der Voreingenommenheit gewiß keinen Einhalt getan. Hoffen wir daher, daß der Bund und seine Führer durch eine freimütige Kritik zu einer Klarheit gelangen, die doch noch die Hoffnungen rechtfertigt, die mehr als einer von uns an seine Gründung geknüpft hat. Oder muß jeder verheißungsvolle Gedanke bei uns in der Moderluft der Parteipolitik dahinsiechen?

Stolzenau (Weser) Georg Sinn

Der Weg der deutschen Republik (IV)

Ein Wort an Christen

Ich möchte ein Wort ernster Sorge an christliche Republikaner richten. Politik, die nichts Anderes und nichts mehr als Parteipolitik ist, hat gewiß in dieser Zeitschrift nichts zu suchen; aber es ist alte Tradition, daß in der „Christlichen Welt" zu den Fragen, die unser Volk auf dem Gebiet seines völkischen und staatlichen Lebens innerlichst bewegen, vielfach Stellung genommen wird. Wer hätte mehr Anlaß dazu als Christen, die sich verantwortlich fühlen für den Lebensweg, den das Volk geht, zu dem sie gehören und in das Gott sie hineingestellt hat. Ich habe die oft temperamentvolle Stellungnahme und die christliche Kritik, die der Herausgeber an Dingen des öffentlichen und politischen Lebens geübt hat, nicht immer teilen können, aber daß die Angelegenheiten des politischen Lebens in der CW ein Echo und eine Beurteilung aus christlichem Gewissen heraus gefunden haben, ist mir immer wertvoll gewesen. Es schadet dabei nichts, wenn ein parteipolitischer Anschein sich leicht einstellt, denn auch des Christen Zugehörigkeit zu einer politischen Partei erfolgt nach ernstester Prüfung; er hat ein Recht darauf, gehört zu werden — welcher Partei er immer angehört —, wenn er sein Urteil und seine Kritik, seine Sorgen und Nöte in Hinsicht auf das Leben unseres Volkes zum Ausdruck bringt.

Eine Sorge bewegt mich seit Wochen, wenn ich an die Entwicklung der deutschen Republik in ihrem ersten Jahrzehnt und an ihre Zukunft denke. Ich will sie in einem radikal betonten Satz zusammenfassen: „Die Republik ist in Gefahr durch die ‚Republikaner'." Der zehnte Jahrestag der Verfassung hat zweifellos eine äußere Konsolidierung der republikanischen Staatsform zum Ausdruck gebracht. Ich darf den Herausgeber der CW daran erinnern, wie ich kurz nach der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten in einem Gespräch mit ihm es als meine feste Überzeugung betonte, daß nichts mehr als diese Wahl die republikanische Staatsform festigen und stärken werde. Damals war man skeptisch; es ist aber kein Zweifel, daß die Entwicklung so gegangen ist, daß im letzten halben Jahrzehnt weiteste Kreise, die zuerst abseits standen, mit der republikanischen und demokratischen Entwicklung des deutschen Staates sich versöhnt haben. Das ist kein Wunder: die Liebe zu Volk und Vaterland, die Einsicht, daß über aller Gegensätzlichkeit in der Beurteilung in der Staatsform das Wohl des Staates als Staat geht, wird trotz aller Hemmungen und Enttäuschungen immer wieder bei allen denen zum Durchbruch kommen, die durch die Bande des Blutes, der Geburt, der Geschichte an Volk und Vaterland gebunden sind und ihre Verantwortung ihnen gegenüber spüren. Diese Entwicklung, die zu begrüßen der republikanische Staat allen Anlaß hat, wird auf das empfindlichste gestört durch die „Republikaner" selbst und ihr Verhalten. Die „Republikaner" sind auf dem Wege, ihr eigenes Werk zu zerstören. Nichts macht weiten Kreisen die Liebe zur Republik so schwer als das Verhalten der „Republikaner" selbst. Daß gerade in den letzten Monaten in der Entwicklung zur Republik hin deshalb ein spürbarer Rückschritt eingetreten ist, das drückt mir die Feder in die Hand zu einem Appell an christliche Republikaner.

Was meine ich? Ich schreibe diese Zeilen auf Schweizer Boden. Ich möchte zunächst Worte von Gottfried Keller, dem geborenen Demokraten und Republikaner anführen. So schreibt er in „Martin Salander": „Hier handelte es sich um den Vorschlag einer ganz unsinnigen Einrichtung. Martin Salander ... sollte dagegen auftreten. Erst hörte er die Begründung des Vorschlags, in welcher statt eingehender Gründe nur immer das Wort Republik, republikanisch, Würde des Republikaners usw. vorgebracht und geschrien wurde. Dieses Pochen auf die Republik bei jedem passenden und unpassenden Anlaß hatte ihn schon lange betrübt, gerade weil er ein aufrichtiger Republikaner war in Ansehung des Vaterlandes." Martin Salander (Gottfried Keller) antwortet dann diesen „Nur Republikanern", weist sie darauf hin, daß seine und ihre Vorfahren seit bald 600 Jahren die Republik begründet und befestigt haben, ohne das Wort „Republik" je in den Mund zu nehmen, und fährt dann fort: „Wir haben es jetzt im Sprachgebrauch, aber nicht zum Mißbrauch. Mich will bedünken, wer es immer im Munde führt und dabei auf die Brust schlägt, könne ebenso gut sich der Gleisnerei schuldig machen, wie jeder andere Pharisäer oder Mucker. ... Darauf möchte ich aufmerksam machen, daß auch der Republikaner alles, was er braucht, erwerben muß und nicht mit Worten bezahlen kann, über Naturgesetze hat die Republik nicht abzustimmen." Und Martin Salander schließt seine Betrachtung, daß er laut predigen will, „daß der Name Republik kein Stein sei, dem man dem Volke für Brot geben dürfe."

In diesen Ausführungen ist fast alles das zum Ausdruck gebracht, was in der Gegenwart der deutschen Republik das Leben erschwert. Man läßt die Liebe zur deutschen Republik nicht wachsen, sondern „pocht auf die Republik bei jedem passenden und unpassenden Anlaß"; mit anderen Worten: man errichtet die Republik als einen Geßler-Hut, vor dem Jeder sich beugen und seine Ehrerbietung öffentlich bezeugen soll. Daß das psychologisch angesehen der größte Fehler ist und gerade den gegenteiligen Erfolg hat, spürt man kaum mehr. Daß man unser deutsches Volk unweigerlich wieder in sich spaltet, wenn man, von Vernunftrepublikanern im Gegensatz zu den „echten" Gesinnungsrepublikanern (selbst in einer Anzeige der CW bei Ausschreibung einer Pfarrstelle) spricht, wird nicht bedacht. Man kann nicht annehmen, daß diese Spaltung des Volkes in der Absicht der „Republikaner" liegt, aber in Wirklichkeit gehen wir so der unseligen Zerreißung unsres Volkes in „staatserhaltende" und „nicht-staatserhaltende" Kreise der Vorkriegszeit mit rasenden Schritten wieder entgegen — nicht ohne Schuld

der Republikaner und ihrer „Dogmatik". Wenn offen von maßgebender staatlicher Seite wie z. B. kürzlich auf dem Bezirksjugendtag in Limburg (vgl. über ihn die scharfe Kritik der Frankfurter Zeitung) von „staatserhaltender" Jugend im Gegensatz zur „anderen" Jugend geredet wird, so ist das ein bewußter Verzicht auf eine Volkseinheit, ohne die unser Volk niemals seine Ohnmacht überwinden wird.

Gottfried Keller wehrt sich gegen die „Nur-Republikaner" aus dem Freiheitsbewußtsein des „aufrichtigen Republikaners in Ansehung des Vaterlandes". Irre ich, wenn ich sage, daß trotz aller Verfassungs- und Gesetzesvorschriften und trotz aller großen Worte die wirkliche Freiheit des Deutschen in der Republik gegenüber früheren Zeiten nicht gewachsen ist? Es sind gewiß manche Bindungen und Fesseln der Vorkriegszeit gefallen, aber ist der geistige Terror, der ausgeübt wird, geringer denn früher? Rücksichtslos setzen sich wie früher Parteien dem Staate gleich — nur, daß es jetzt andere Parteien sind; Verstöße gegen das republikanische Dogma, selbst wenn es dem Wohl des Staates entgegengesetzt ist, werden furchtbar gerächt, Kritik an ihm gilt als Verbrechen; weite Schichten des Volkes werden nicht mehr als staatsvollwertig angesehen, weil sie ihre Gesinnungsfreiheit nicht verkaufen wollen.

Es fehlt in weitem Maße die Erziehungsarbeit der Republik an den Republikanern und die Erkenntnis, daß das Wort Republik kein Zauberwort ist, das alle Schäden heilt. Eine der größten Errungenschaften des neuen Deutschlands würde es sein, wenn es ihm gelänge, die Volksmasse volkstreu und staatsbewußt zu machen, wenn wirklich die Masse des Volkes leuchtenden Auges sagen würde: „Das ist unser Staat." Ich fürchte, daß die Republik auch in dieser Hinsicht ihre Erziehungsaufgabe nicht mutig genug angreift. Wer es selbst erlebt hat, wie auf offiziellen Veranstaltungen der Republik die Fahne der Republik völlig durch die rote Parteifahne verdrängt wird, wie auf eine Rede des preußischen Innenministers die Masse nicht mit dem Bekenntnis zur deutschen Republik, sondern mit der „Internationale" antwortet, der weiß, wie viel Arbeit da noch zu leisten ist. Zu solcher Erziehungsarbeit gehört aber Mut. Wer aber hat in republikanischen Kreisen den Mut, diese Herabwürdigung der Republik zur Partei zu geißeln? Da liegt eine ernste Aufgabe gerade christlicher republikanischer Kreise vor, die den weiteren und damit wohl endgültigen Zerfall ihres Volkes nicht mit ansehen können. Es ist nicht nötig, daß sie diese Kritik nur den politischen Presseorganen überlassen, wie z. B. der „Frankfurter Zeitung" oder der „Hilfe", in der besonders Gertrud Bäumer mannhaft diese Erziehungsaufgabe an den Republikanern treibt. Ohne ein lebendiges parteimäßig nicht dogmatisch gebundenes Volks- und Staatsbewußtsein aller Volkskreise ist unser Volk verloren: videant consules!

Wie weit wir davon noch entfernt sind, haben die zehnjährigen Gedenktage des 28. Juni und 11. August wiederum bewiesen. Nichts hat vielleicht in neuester Zeit der deutschen Republik und ihrer Verankerung im Bewußtsein des gesamten Volkes so geschadet als die Tragödie des 28. Juni. Nicht das geißele ich, daß von der Republik Ungeschicklichkeiten über Ungeschicklichkeiten begangen worden sind (vgl. z. B. das Urteil des „Hochschulblattes der Frankfurter Zeitung" über die Politik des preußischen Ministeriums für Wissenschaft u. s. f.), nicht das ist das Schlimmste (wenn auch schon schlimm genug), daß der Versuch gemacht wurde in einer freien Republik rücksichtslos die freie Äußerung der Staatsbeamten zu unterdrücken, nein, geradezu zum Verzweifeln war, daß auch an diesem Tage Regierung und Volk der Republik sich nicht zusammenfanden in einem lebendigen Ausdruck nationalen Bewußtseins; eine Republik aber — das lehrt die Geschichte — die nicht führend ist in der Weckung volkstümlichen nationalen Lebens, steht auf tönernen Füßen. Es ist geradezu ein Ruin, wenn in der deutschen Republik der Gegenwart sich führende Kreise nicht losmachen können von der Auffassung, als ob die Republik zur Verwirklichung ihres Parteiideals da sei. Die Folge davon ist, daß die sachlich wichtigsten Fragen überwiegend vom Parteistandpunkt angesehen werden. Die Verhandlungen über das Konkordat haben das deutlich gezeigt. Wo sind die ernsten Gedanken, die z. B. Prof. Dr. Hellpach und Gertrud Bäumer erhoben haben, zum Ausdruck gekommen? Von der Parteipolitik sind sie zerdrückt. Es wäre wünschenswert, wenn auch die „Christliche Welt" nicht schweigend an ihnen vorüberginge: denn beide Ausführungen („Hilfe" Nr. 14 und „Züricher Zeitung") gehen vom Standpunkt eines entschiedenen Protestantismus aus.

Es fällt mir gar nicht ein, diese Entwicklung, die ich zu zeigen versucht habe, ausschließlich der Republik in die Schuhe zu schieben. Aber ich sehe die große Gefahr, die Gottfried Keller schon schaute, daß nämlich unter dem Deckmantel Republik alles gutgeheißen wird, wenn es nur die Firma „republikanisch" trägt! Es ist keine Entschuldigung, daß im deutschen Kaiserreich es nicht anders war. Die Republik hat nur dann Daseinsberechtigung, wenn sie es besser macht als die früheren Geschlechter. Die „wahrhaften Republikaner in Ansehung des Vaterlandes" müssen es den „Nur-Republikanern" deutlich sagen, daß auch heute nichts mit Worten zu bezahlen ist, und daß kein Volk satt werden kann, wenn man ihm ein Wort statt einen lebendigen Inhalt, Steine statt Brot reicht. Ich sehe die große Gefahr eines dogmatischen Republikanismus, der Freiheit zerstört, Partei statt Volk meint, eine schöne Form für einen lebendigen Inhalt austauscht und das Volk zerreißt, statt es zu einen. Wir waren vor zwanzig, dreißig Jahren, als wir heranwuchsen, gewiß „Monarchisten", wir waren aber alles andere als „Nur-Monarchisten"; davor bewahrte uns die Schule eines Bassermann, Friedrich Naumann und der „Christlichen Welt". Das Volk ging uns über die Krone, die Wahrheit über die Partei, christliche Kritik über irgendwelches Dogma, auch auf politischem Gebiet.

Die Republik ist in Gefahr durch die „Republikaner". Man mache es uns doch nicht schwerer, als es nötig ist, „Republikaner in Ansehung des Vaterlandes" zu werden. Soll die innere Ohnmacht unseres Volkes verewigt werden, indem man Verehrung eines Dogmas verlangt statt Anbetung des in der Tiefe der Geschichte geeinten Volkes? Soll das eine große Ziel, daß unser ganzes Volk staatsbewußt und volksverbunden werde, an mangelndem Mut der Republikaner scheitern? Soll eine schöne Form uns blenden, statt daß ein wertvoller Inhalt uns beglückt?

Ich glaube, daß es recht verstanden wird, wenn dies Wort an christliche Republikaner gerichtet wird. Sie haben, mehr als andere vielleicht, hier eine besondere Aufgabe. Es ist nicht gesprochen als eine Anklage — wie viel Andere wären dann auch noch anzuklagen — es ist gesprochen als eine Bitte, und aus der Sorge, daß „Republikaner" eine Gefahr für die deutsche Republik werden.

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Zu den vorstehenden vier Aufsätzen

1. Ich höre es nicht gern, wenn die CW als Sprechsaal charakterisiert wird. Natürlich ist sie das. Was soll sie denn sonst sein? Und unsre Leser wissen zur Genüge, daß ich als Herausgeber nicht mit allem übereinstimme, was da gesagt wird. Ja es liegt mir oft nur daran, daß eine Stimme überhaupt zu Gehör kommt, die es schwer hat das zu erreichen. Aber dafür, daß die Diskussion nicht zerfährt und die CW ihren ganz bestimmten Gesinnungswert hat, dafür möchte ich doch die Fürsorge niemals schuldig bleiben. So will ich denn die vier vorstehenden Artikel nicht ohne ein persönliches Wort in die Welt hinaus lassen.

2. Zu dem Herzenserguß von Weller (II) möchte ich nur sagen, daß ich jederzeit bereit bin, auf diese Erörterungen einzugehn. Ich nehme sie ganz ernst; sie müssen uns immer wieder beunruhigen, bis wir damit zu einem guten Ende gekommen sind, zu einer innern Gewißheit und, wills Gott, zu einer sittlichen Leistung.

Was die „evangelische Partei" des Näheren anlangt, so hat ein Artikel in Nr. 188 der Beilage des Reichsboten vom 7. August die Gründe wider ein solches Unternehmen sehr verständig zusammengefaßt.

3. Das Wort von Erich Meyer (IV) bringt mich in Verlegenheit. Ich weiß nichts Rechtes damit anzufangen. Seine positive Meinung, daß die Republik durch eine falsche Art sich zu propagieren nur mehr in Mißkredit gerate, verstehe ich wohl. Ich verstehe auch, daß zu solcher Mahnung Ursache dasein mag. Aber die „Christen"?! Ja wo treten denn „Christen" so aufdringlich für die Republik ein? Ich sehe nur, daß „Christen" andauernd die Republik leidenschaftlich bekämpfen! Natürlich gibt es auch unter den Republikanern Christen. Aber wo und wie treten sie öffentlich und beängstigend in die Erscheinung? Was Erich Meyer der Republik gern erspart sein möchte, kann doch wesentlich nur auf Konto der Sozialdemokraten kommen. Und wie es da mit dem „Christentum" der Führer steht, daran hat ja erst neulich (Nr. 17 Sp. 861) unsre Chronik erinnert.

Bleibt eigentlich nur die CW und meine Wenigkeit. Nun kämpfe ich ja in der Tat seit Jahren dafür, daß sich unsre evangelische Kirche mit unserm heutigen Staat befreunden soll. Das Wort „Republik" war mir lange nicht geläufig; ich brauche es erst seit Königsberg immer wieder mit Absicht, um auch die „Christen" daran zu gewöhnen.

Alles in Allem: ich sehe die Lage so, daß man große Ursache hat, sich zur deutschen Republik zu bekennen. Aus Gehorsam gegen unsre jüngste Geschichte, aus Dankbarkeit für das, was uns in schwerster Zeit dieser Staat geleistet hat und noch leistet, und aus der pflichtmäßigen Erkenntnis heraus, daß er seine große Zukunftsaufgabe ohne uns, seine Christen, nicht erfüllen kann.

4. Vielleicht hat auch Erich Meyer schon mit an die Religiös-sozialen gedacht, obwohl er nicht von ihnen redet. Da haben wir nun die Artikel von Kohlstock (I) und von Sinn (III).

Das Manuskript von Sinn liegt schon seit Ende Juni vor. Wir bringen es mit seiner Zustimmung noch jetzt. Jetzt, wo von dem „Fall Eckert" nicht mehr die Rede zu sein braucht. Er nimmt Anstoß an grundsätzlichen Äußerungen jenes Flugblatts, gegen die ich nicht das Mindeste einwenden kann. Denn diese Leute sind zunächst einmal Sozialisten. Das ist ihr politisches und sittliches Recht. Und sie sagen, sie können ihr Ziel nicht erreichen ohne den Beistand der geistigen Kräfte, die sie im christlichen Glauben haben. Das ist, wenn es echt ist, kein Mißbrauch und keine Verleugnung des Christentums, sondern eine Anerkennung, ein Bekenntnis zu ihm. So fasse ich es auf.

Und um nun auf Pfarrer Fuchs und die Thüringer zu kommen, so verstehe ich nicht die Empfindlichkeit und Ängstlichkeit der Thüringer Kirchenbehörde. Man wird gewiß nicht jedes Wort billigen, was die Religiösen Sozialisten schreiben oder reden. Und das sagt man ihnen dann auf ihren Kopf zu. Aber sie stehen doch in einer schweren Arbeit, in einem furchtbaren Kampf. Wer das nicht weiß, begreift sie nicht. Sie fassen tapfer ein heißes Eisen an, und es ist Wunder genug, wenn sie sich daran nicht schon verbrannt haben. Man lasse sie arbeiten an einer Stelle, wo doch sonst Niemand ernstlich arbeitet, oder ich will lieber sagen: wo doch sonst Niemand herankann. Wenn ich Leute wie Fuchs, Fritze, Wünsch am Werk sehe, habe ich nichts als Ehrfurcht. Und wenn sie zuweilen im Jargon der Menschen reden, an die sie sich wenden, verraten sie damit noch lange nicht Christus und die Kirche. Man sollte von Seiten der Kirche Alles tun, um die Leute zu ermutigen und zu unterstützen, denn sie leisten, was Niemand sonst leistet oder leisten kann. Das übrige Kirchenvolk hat Pfarrer genug. Und wie es an Aufsicht von allen Seiten nicht fehlt, zeigt der Widerspruch von Sinn. Wenn ich Sozialdemokrat wäre, würde ich mich mit Freuden in ihre Reihe stellen, gleichviel ob ich damit den Bürgerlichen ein Ärgernis gäbe; dessen fröhlich und gewiß, daß ich damit im rechtschaffenen Dienste Christi und seines Reiches stünde. — Das Beste ist, daß die Kirche durch etwaige Verfolgung dieser Leute ihr Vertrauen bei den Arbeitern stärkt. Das kommt dem letzten Ziele zu gute. Aber freilich, wenn nun dieselben Männer zugleich bei den Arbeitern um Vertrauen für die „Kirche" werben wollen, so ist dieser Dienst ihnen dadurch verhängnisvoll erschwert.

Marburg Martin Rade

Die Greiner-Bibel

Als ich vor bald dreißig Jahren inneren Gründen folgend und äußerem Zwang mich fügend den Pfarrerberuf aufgab, wandte ich mich auf Anregung von Josef Olbrich der Kunst zu, nur weil ich dunkel ahnte, daß hier mein Weg gezeichnet sei. Das trotz aller bald eintretenden äußeren Erfolge doch schwere Noviziat des ernsten Jüngers der Kunst konnte ich nur durchhalten, weil mir in der strengen Arbeit um die künstlerische Gestaltung immer klarer wurde, daß mein neuer Beruf mit dem Siegel der Berufung gesegnet sei. Und immer mehr gewöhnte ich mich daran, alles wichtige Vorhaben zu messen an der Frage: Ist das notwendig? weil ich immer klarer erkannte, daß es auch in der weiten Welt der Künste um vieles besser bestellt wäre, wenn nur das Notwendige geschähe und getan würde.

Ich habe mir natürlich auch für meine Bilderbibel die Frage sehr ernsthaft vorgelegt, ob sie notwendig und berechtigt sei. Die Frage der inneren Notwendigkeit und Berechtigung war für mich schon dadurch bejaht, daß ich diese Bilder nicht erdenken und rufen mußte, sondern daß sie kamen und mich riefen. Sie lagen in mir und stiegen auf als lebendige Wesen, daß ich an mich halten mußte, ihrem drängenden Keimen und Sprießen Gestalt zu geben, ehe die Zeit der künstlerischen Reife gekommen war. Waren doch die tönenden Worte der Bibel, ihre Geschehnisse und Gestalten schon von traumhafter Kindheit an mein tägliches Erleben im Elternhaus, wo die Bibel neben dem Herdfeuer lag. Und die ersten künstlerischen Erlebnisse waren die bescheidenen Bilder einer großmächtigen Bilderbibel, die mein köstlichster Besitz war. Innerste Vertrautheit mit dem Stoff sozusagen von Mutterleibe an, gesteigert und geläutert durch das nachfolgende Studium, erprobt und vertieft im Kampfe eines wechselvollen Lebens, schuf die zwingende Fruchtbarkeit des Bildens, langjähriges Ringen um die künstlerische Form die notwendige Voraussetzung des Gestaltens der drängenden Bilder zum Werk. So war mir die Schaffung der Bilderbibel eine innere Notwendigkeit. Dies Werk ist mir Aufgabe und Berufung.

Die äußere Notwendigkeit und Berechtigung einer neuen Bilderbibel ergab sich mir nicht nur aus den vielfach an mich gerichteten Fragen und Aufforderungen, eine im besten Sinne des Wortes moderne Bilderbibel zu schaffen. Vielmehr empfand ich doch selbst angesichts des vorhandenen, zum Teil großartigen Bildmaterials, das in den schon erschienenen Bilderbibeln niedergelegt ist, das Fehlen einer Bilderbibel, die aus dem Geist unserer Zeit herausgeboren ist: unserer, vor ungeheuren Geschehnissen stehenden, in allen Lebensfragen tieferschütterten Zeit; mir schien, es fehle eine Bilderbibel, die den unsterblichen Geisteswert dieses großartigen Literaturdokuments auch für unsere Zeit und die nachfolgenden Geschlechter und für ihren Gang durch das Inferno der kommenden gewaltigsten Erschütterungen und Neugestaltungen bewähre. Diese neue Bilderbibel sollte kein Erbauungsbuch sein, nicht nur ein Bilderbuch für Stunden der Erholung und Versenkung in weltfernes Träumen, sondern eine Bilderbibel, die den mannhaften scharfen Geist vieler Geschlechter eines hochbegabten und berufenen Volkes in seinen besten und gewaltigsten Vertretern widerspiegelt. Diese Erwägungen bestätigten mir die äußere Berechtigung und Notwendigkeit einer neuen Bilderbibel.

So gab ich dem inneren Drängen nach und machte mich in aller Stille an das Werk, dessen erste Anfänge in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts zurückreichen und dessen Vorarbeiten in den seither erschienenen Bilderbüchern zu den Evangelien und den Geschichten der Genesis vorliegen. Das eigentliche Werk aber nahm ich erst in Angriff, als mir die innere Gestaltung und der äußere Aufbau klar vor Augen stand. Ich möchte in der Greiner-Bibel weder spezifisch religiösen noch dogmatischen oder konfessionellen Zwecken dienen; ich möchte in treuem Eingehen auf den Text und seinen ursprünglichen Sinn dessen urhaft-primitiven gewaltigen Geist wiedererstehen lassen in meinen Bildern; ich möchte den Text nicht nur illustrieren, mit dem Fugenwerk der Linien, Lichter und Schatten begleiten, sondern den starken Geist der Worte und Geschehnisse in der eindringlichen Sprache des Holzschnitts wiedererstehen lassen. — Eine Aufgabe von fast vermesse-

ner Größe! mag Mancher denken; aber die Kraft, sie in Angriff zu nehmen, gibt mir die Überzeugung der inneren Berufung zu diesem Werk; und die Gewißheit, daß das Werk nicht nur wünschenswert sei, sondern auch eine Forderung unserer Zeit an den Geist der biblischen Dokumente, ob sie auch ferner den Anspruch erheben dürfen, eine Leuchte zu sein in dem brodelnden Dunkel apokalyptischer Zeiten, denen die zitternde Menschheit in ihrer großen Gesamtheit entgegengeht. Ich möchte in meinen Bildern den Geist der Bibel lebendig wiedererstehen lassen, wie er sich spiegelt in einem Menschen unserer Zeit, der nicht davor zurückscheut, auch in die tiefsten Tiefen und Finsternisse der Zeit hinabzusteigen und erfüllt von ihrer Not die Frage richtet an diesen Geist, ob er sich auch für uns bewähre als ein kostbares Gut, nicht nur gut für museale Verehrung, sondern als lebendige urzeugende Kraft neuen Menschheitsgestaltens.

Auch die wichtige Frage, ob in der schweren wirtschaftlichen Not unserer Tage ein so kostspieliges Unternehmen gerechtfertigt sei, hat mich lebhaft beschäftigt, aber hierin trösteten mich die Jesuworte „Arme habt Ihr allezeit bei euch —". Anderseits gab es ja eine Möglichkeit, die hohen Kosten einer Bibelausgabe ganz wesentlich zu verringern, wenn man auf eine vollständige Textausgabe verzichtete. Gute Bibelausgaben gibt es in genügender Anzahl; aber nach welchen Richtlinien sollte man die schwierige Textauswahl treffen? Ich bin auf eine sehr einfache Lösung gekommen, die wohl Niemanden anstoßen kann: es werden nur die Texte in die Greiner-Bibel aufgenommen, zu denen ich Bilder geschnitten habe. Diese ganz wesentliche Einschränkung gibt mir Freiheit nach zwei Seiten: erstens kann ich nun viel mehr Bilder aufnehmen, ohne fürchten zu müssen, das Werk dadurch ins Uferlose zu verbreitern; die Texteinschränkung kommt also dem Bilderreichtum zugute; anderseits gibt sie mir größere Freiheit in Anordnung und Gruppierung des Materials. So kann ich z. B. die drei ersten Evangelien beginnen lassen mit Markus, der in den den Evangelien gemeinsamen Stücken den äußeren Aufbau des Lebens Jesu gibt; an ihn schließen sich die Sonderstücke des Lukas und Matthäus. Schließlich erlaubt diese Beschränkung auf die Bildertexte, die dadurch erzielte Ersparnis der äußeren Gestaltung und Ausstattung des Werkes zugute kommen zu lassen.

Dieser buchtechnischen Gestaltung meiner Bilderbibel soll größtmögliche Aufmerksamkeit gewidmet werden. Ich schätze mich glücklich, in dem hervorragenden Meister der Buchdruckkunst Christian Heinrich Kleukens einen Mitarbeiter gefunden zu haben, dessen künstlerische und handwerkliche Tüchtigkeit die Gewähr bietet, daß die Greiner-Bibel auch in buchtechnischer Hinsicht eine Musterleistung sein wird. Unter seiner Leitung wird das Werk auf der weitbekannten Mainzer Presse gedruckt werden in der Stadt Gutenbergs. Von Christian Heinrich Kleukens stammt auch die zu meinen Holzschnitten ausgezeichnet passende Schrifttype der Mainzer Fraktur, von der ein kleinerer Grad eigens als Greiner-Bibel-Type geschnitten wurde.

Die Bearbeitung des Bibeltextes übernahm der bekannte Bibeltextforscher Wilhelm Lueken in Frankfurt a. M. unter Zugrundelegung des Lutherschen Textes, der, unter möglichster Schonung seines kostbaren Sprachgutes, wo es nötig ist, dem modernen Sprachempfinden angepaßt werden soll.

Viel Überlegung und organisatorische Arbeit machte die Finanzierung des Werkes, eine Sorge, die auch heute noch nicht völlig behoben ist. Eins war mir von vornherein klar: die Herausgabe der Greiner-Bibel mußte ein Werk kollektiver Art sein, nicht ausgehend von einzelnen Verlegern oder einigen Kunstfreunden, sondern getragen von vielen Schultern und gefördert von vielen Kunst- und Bibelfreunden, denen eine Bilderbibel in obengeschilderter Geistesprägung am Herzen liegt. Diese zu finden und zu sammeln war die nächstliegende Aufgabe. Ein Aufruf an hervorragende Männer und Frauen aus allen Kreisen und Schichten fand allerseits lebhafte Zustimmung. Ihr Zusammenschluß ergab die Gründung der Gemeinschaft „Freunde der Greiner-Bibel". Ihr einziger Zweck soll die Herausgabe und Förderung der Greiner-Bibel sein. Auch diese organisatorische Arbeit ist soweit gediehen, daß mit der Herausgabe noch im Herbst dieses Jahres begonnen werden kann.

Die Greiner-Bibel umfaßt in zwei Bänden die Schriften des Alten und Neuen Testaments außer den Apokryphen und erscheint in etwa zehn Lieferungen, beginnend mit dem Neuen Testament. Die erste Lieferung, enthaltend das Markusevangelium, erscheint im Herbst. Der Satzspiegel beträgt 19×26 Zentimeter; der „Markus" hat auf 32 Seiten 34 Holzschnitte, darunter zehn ganzseitige. „Matthäus" und „Lukas" sollen im Frühjahr 1930 herauskommen. Ich hoffe, das ganze Werk, von dem schon einzelne Teile nahezu druckfertig vorliegen, in drei bis vier Jahren vollenden zu können.

Selbstverständlich war es mein dringendster Wunsch, den Preis dieser Bilderbibel so halten zu können, daß ihre Anschaffung den breitesten Kreisen der Kunst- und Bibelfreunde möglich ist. Dies ist gelungen, namentlich durch die tätige Beihilfe einiger Gönner und Förderer des Werks, deren Zahl sich hoffentlich in der Zukunft noch mehren wird. Es ist nun möglich, das große, etwa 50 Druckbogen umfassende Werk in einer Volksausgabe auf gutem Papier herauszubringen zu dem gewiß äußerst niedrigen Betrag von 35 Goldmark, der sich zudem in kleinen Raten auf etwa vier Jahre verteilt. Für anspruchsvolle Bücherfreunde ist eine Vorzugsausgabe auf prachtvollem sogenannten deutschen Japanpapier vorgesehen zum Betrag von 55 Goldmark. Schließlich wird eine Museumsausgabe für die Stifter auf echtem Japanpapier in einer kleinen numerierten und handschriftlich signierten Ausgabe auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigen. Ihr Preis beträgt 220 Goldmark. Die Ausgabe und alle geschäftlichen Angelegenheiten besorgt der Felsbergverlag in Jugenheim (Bergstraße). Das Werk kann jedoch auch durch den Buchhandel bestellt und bezogen werden.

Zum Schlusse möchte ich noch betonen, daß die Greiner-Bibel keine Wiederholung meiner schon erschienenen Bibelbilderbücher ist. Alle Holzschnitte der Greiner-Bibel sind neue und bisher unveröffentlichte Arbeiten bis auf ganz wenige Schnitte, die aber größer oder in neuer Bearbeitung erscheinen. Die Bibelbilderbücher sind also eine Sache für sich. Ihre Reihe wird auch fortgesetzt werden. In ihnen sind auch jene Schnitte enthalten, die ich in die Greiner-Bibel, die doch schließlich auch ein Haus- und Familienbuch sein soll, aus besonderen Gründen nicht aufnehmen konnte. Ich möchte an alle Freunde der Bibel die Bitte richten, das Werk tatkräftig zu unterstützen und zu fördern, damit es erstehen kann als ein würdiges Denkmal unserer Zeit, als ein Zeichen, daß auch bei unserm in Wirtschaft, Technik, Sport und zehrender Hast fast versinkenden Zeitalter das Salz noch nicht dumm geworden und das Licht, das die Welt erleuchtet, noch nicht erloschen, sondern lebendig ist und stark.

Mitglied der Gemeinschaft „Freunde der Greiner-Bibel" kann Jeder werden durch Einzahlung von 5 Mark an die Geschäftsstelle: Felsbergverlag, Jugenheim (Bergstraße), Postscheckkonto Frankfurt a. M. 63 917. Die Zusendung der zirka zehn Lieferungen erfolgt nach Erscheinen, wenn nicht anders gewünscht, unter Nachnahme des Betrages von je 3 Mark für die Volksausgabe und 5 Mark für die Gönnerausgabe unter Hinzurechnung der Selbstkosten für Porto und Verpackung*).

Jugenheim an der Bergstraße Daniel Greiner

*) Wir werden voraussichtlich am 1.—3. Oktober in Eisenach Gelegenheit haben, die Greiner-Bibel kennen zu lernen. D H

Hans Friedrich Blunck's religiöse Stellung

Dem Niederdeutschen steckt ein gut Teil Grübeln und Spekulieren im Blut. Urvätererbteil. Man sucht zurechtzukommen mit den uralten und doch ewig neuen Fragen nach dem Sinn des Lebens, des eigenen Lebens wie des Volkslebens. Man grübelt über Natur und Schicksal und über das, was hinter dem allen steht. Wir nehmen es ernst in Niedersachsen mit dem Grübeln über Menschen und Dinge, Geschichte und Gott. Zu schwer vielleicht Einige. Und jedenfalls werden nur Wenige fertig. Mancher findet aus Zweifeln nicht hindurch zur Klarheit, zur Synthese.

Hans Friedrich Blunck hat auch allerlei Dithmarsches Bauernblut in den Adern, wie sein Schädel jedem zeigt, der ihn oder sein Bild sah. Wie Frenssen in modernen Menschen überall religiöse letzte Fragen mitklingen läßt, so gilt das von Blunck in noch viel stärkerem Maße, trotzdem die Stoffe seiner Romane fast ausnahmslos dem Mythos der Germanen oder der hanseatischen Geschichte entnommen sind. (Es mag beiläufig erwähnt sein, daß sein einziger moderner Roman: „Die Weibsmühle" (Auswandererschicksal in Südamerika der jüngsten Zeit) kaum religiöse Probleme hat!)

Wenn wir von Hans Friedrich Blucks eigenartigen „Märchen von der Niederelbe" (mehrere Bände voll stärkster Märchengestaltung inmitten einer Welt von Technik und Verkehr) und seinen Gedichten („Der Wanderer") absehen, bleiben zwei große Trilogien: „Die Väter" (drei Bücher aus der Frühgeschichte: Gewalt über das Feuer, eine Sage von Gott und Mensch; Kampf der Gestirne (aus der germanischen Steinzeit); Der Streit mit den Göttern. Die Geschichte Welands des Fliegers).

Die zweite Gruppe: „Das werdende Volk" enthält drei weitspannende Romane aus der Geschichte der deutschen Hansa: Stelling Rotkinnsohn, die Geschichte eines Verkünders; Hein Hoyer, die Erhebung eines Soldaten; Berend Fock, die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer.

Schon die Titel der Bücher zeigen den religiösen Unterton. Freilich — Blunck ist kein „religiöser Dichter" im Sinn der modernen Erbauungsliteratur. Er ist auch kein „christlicher" Dichter, wenn man's so ausdrücken darf. Aber er ist ein echter Mensch, erdgebunden, in dem all die Verschiedenheiten religiösen Empfindens lebendig sind, oft unverbunden nebeneinander. Blunck ist kein Systematiker. Er will keine „Theologie" geben, weder eine altgermanische, noch eine christliche. Aber er hat die Leidenschaft echtester, sagen wir: prophetischer Religiosität. In ihm brennt eine religiöse Flamme, wie in Sören Kierkegaards besten Werken. Zwingend zum Nachdenken. Alle seine Gestalten sind erdgebunden, und sind doch wieder — leidend und ringend — verbunden mit den ewigen Mächten, die wir nicht zwingen können. Spannungen, die zwischen uns und der Natur, dem Schicksal und dem Tod stehen, ungelöste Spannungen oft. Und doch wieder gezeugt aus dem Gefühl: jeder Mensch ist ein Stück Gottes, ein Gedanke des Ewigen.

Er ringt mit dem Raum, mit der Zeit. „Warum kann man die Zeit nicht überspringen? Warum nicht? Einmal hinter der Zeit steht Gott, der auf uns wartet, will er sein Reich beginnen! Warten, sagt Ihr? — Zwingen sollen wir's, ergründen. Aber die Zeit hält uns in Netzen, daß wir seine Weite nicht schauen. — Hinter jedem Gott, den wir ergründen, stehen endlose Unergründete bereit."

In „Gewalt über das Feuer" heißt es: „Gott ist kein Feiernder; drängend gleich ihm selbst will er den Menschen, den er sich erwählt hat, und die Sterne sind noch nicht sein letztes Ziel." Und wenn auch der Kulturhistoriker oder Religionshistoriker Blucks Menschen der Urzeit vielleicht mit einigen Zweifeln ansehen wird: es ist der Edda ewiges Raunen in diesen Werken von der Frühzeit unseres Volkes. Und es ist das Prometheusringen und -leiden überall. Ob in jenen Menschen der Urzeit oder der Steinzeit oder in „Berend Fock" dem hanseatischen fliegenden Holländer: Suchen nach Gott, Ringen um Gott.

„Er war einer, der Kraft gewonnen hatte über die Menschen hinaus. Er war Herr über Unter- und Überirdische. Stärker als Gott nannten ihn die Ängstlichen; sie wußten, daß er unbekannt Gewalten suchte, mit denen er sich maß. Sein Wille wurde unbändiger, den Himmel, den er nicht packen konnte, herauszufordern. Und er ließ ausposaunen: Er, Schiffer Berend Fock aus Blankenese, werde gegen Gott und Gottes Willen mit seiner neuen Hulk, der ‚Flegende Geyst' geheißen, in hundert Tagen nach Indien segeln oder sich selbst zerschellen." Durch die Kunst der „Leiblosen" kommt er nach Indien, aber Gottes Zorn packt ihn und schleudert ihn mit seinem Schiff ins Meer zurück; und fortan muß er wie Ahasver, der ewige Jude, auf dem Meer umherirren, als der „Ohneruf", der Ruhelose. Sein Leben ist Kampf gegen Gott, der sich nicht schauen, nicht greifen lassen will. Titanenhaft spottet und verflucht er Gott. Und wieder ergreift ihn Sehnsucht nach Erlösung, Frieden und Tod. „In seines Herzens Tiefstem ist Berend Focks Hoffart gepaart gewesen mit der Sehnsucht Gottes, des Unbekannten, Antlitz zu schauen, den zu sehen, der dieser Erde und aller Wesen unergründete Furcht und Liebe ist." Auf der Flucht vor Gott, auf der Suche nach Gott — in dieser ungeheuren Spannung ruht das Buch, das an Geschehen und Gestalten so seltsam und reich ist. Mit Faust hadert Berend Fock gegen Gott und Schicksal: „Gott ist kein Gnädiger und Allmächtiger. Warum wäre sonst Krieg? Warum spielt der Zufall mit Schuldigen und Unschuldigen? Warum leiden die Kinder Not? — Wartet nicht auf Gott!" Kein Wunder, daß die Menschen den Gottverfolgten, Ruhelosen für den Bösen selbst halten. Sie staunen, daß er dennoch Gottes Antlitz sucht! Verzweifelt ringt sich das Gebet aus seiner Seele: „Herr! schrie der Ohneruf und warf die Arme auseinander, reckte sein marmornes Gesicht zur Höhe. Herr, ich rufe dich, rechne ab mit mir, töte mich, wenn ich dein Narr war; aber weise dich aus deiner Erhabenheit. Hilf mir zu Tod oder Leben. Aus der Tiefe der Menschen hilf uns zu deinem Reich. Töte mich, aber hab Gnade, Gott!"

Gewiß, — diese Worte sind fern von jenem andern „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben". Titanentrotz ist in ihnen, und keine Demut. Aber auch jenes aus tiefsten Tiefen aufsteigende ehrliche Ringen um Gott, das die Voraussetzung aller Religion, ja das vielleicht selbst Religion ist. Die Leidenschaft der Innerlichkeit, die in den Psalmen ist, aber auf vielen Kanzeln fehlt. ...

Darum verklingt auch Berend Fock, das „wilde Märchen", nicht mit einem schrillen Zerreißen aller Saiten „Wer immer strebend sich bemüht ...": Zuletzt kann sein Leib aus des Lebens Qual den Weg zur Stille fahren. „Überirdisch Gott suchend, zum Menschen verloren, dem Frieden nah, Teil jener Welt, die Gott schuf, ihm zu trotzen, daß er sich an ihr vollende." Denn in seiner Unraft hat er gelernt: „Gott bleibt unsichtbar, antwortet nicht auf Opfer des Köstlichen; kein Wesen begreift je sein letztes Gesicht jenseits der Erde."

Hiob, Prometheus und Faust klingen hindurch durch die „Mär vom Gottabtrünnigen Schiffer". Jeder ist einmal der Gottfliehende. Jeder ringt um den Sinn des Leides und des scheinbar Sinnlosen. Und jeder kehrt irgendwann zurück, Gott suchend.

Berend Fock ist kein Lehrbuch. Das Buch sprengt, künstlerisch gesehen, alle Formen des sogenannten historischen Romans! Aber es zündet Feuer an und zwingt, das eigene Leben mit dem gleichen Ernst zu Ende zu denken, wie Fock es lebt.

Bäuerliche Religion ist hart wie Arbeitshände, rauh wie die umgepflügten Schollen des Ackers. Sie geht im ersten Artikel auf und zu Ende. Viel Altgermanisches klingt hinein, Naturverbundenheit. Gesetze der Sippe, des Blutes, des Bodens. Der niedersächsische Bauer ist kein Christ des Neuen Testaments, sondern er zehrt auch heute noch von den Urkräften der eigenen alten Volksreligion. In Haus und Arbeit, Sitte und Recht lebt noch die Religion derer, die vor mehr als tausend Jahren hier pflügten! Von Güte und Liebe steht nicht allzu viel darin. So klingt auch nur selten in Bluncks Werken der weichere Ton durch: „Ach Wanderer, erbarme dich der Menschen von Tod zu Tod. Du hast sie zum Wissen geweckt" heißt es schwermütig in „Gewalt über das Feuer". Und weiter: „Die Liebe ist seines Feuers dunkler Kern" bekennt der Mensch von dem Feuer schenkenden Gott. Und wie Orgelklang ist der Schluß des Buches: „Wir wissen, daß Gottes Gnade am Menschen größer ist als unsere Klugheit zu messen vermag, und daß seine Liebe ohne Ende über uns und in uns ist und daß sein Feuer als Licht in unser aller Sinnen steht. Dreifach gab er uns von seinem sehnsüchtigen Geist. So verlor der Mensch, als er vom Tiere erhoben wurde, die Unirdischen, und Gott schreitet nicht mehr wie einst vor seinem Angesicht. Aber er ist ewig und unendlich in Höhe und Tiefe und in unserer zu ihm aufjauchzenden Seele."

Damit überwindet Blunck (das genannte Werk ist eins seiner letzten) den schwermütigen, fast grollenden Gedanken seiner meisten Gestalten, „daß des Menschen Leben eine müde Qual zwischen den Toden des Tieres blieb". Ob er den Weg weiter gehen wird?

Schon einmal ging er den Weg, der irgendwo den Ausgleich zwischen naturhafter Volksreligion und christlicher Geistreligion bringt. Ich sagte, daß der Bauer weithin Mensch des ersten Artikels ist. Das ist nichts Neues. Die Frage aber blieb stets offen, ob eine Synthese zwischen unserm germanischen Blut und der Religion Jesu von Nazareth möglich ist. Nötig ist sie: Denn die Missionierung kam so gewaltsam und schnell, daß hier organisches deutsches Christentum gar nicht erst wachsen konnte.

Wir wissen heute alle, daß die Spannung zwischen der Religion des Blutes und der christlichen Erlösungsreligion recht groß ist. Wir wissen, daß es unmöglich ist und bleibt, Wodan und Thor wieder auf neue Götterthrone zu setzen. Aber damit sind wir die Spannung noch nicht los. Blunck hat nach einem Ausgleich gesucht: Stelling Rotkinnsohn ist die Geschichte eines seiner Zeit weit vorausgeeilten Verkünders, eines Propheten deutschen Christentums, wenn wir so sagen dürfen. In der Zeit Ansgars ringen Wotan und Christus um die Seele des Volkes an der untern Elbe, um Niedersachsen. Stelling wandert dem Kommenden entgegen, wartet auf den Heliand, den Heiland, und wird schließlich selbst dafür gehalten. „Er suchte über Herrn Wode hinaus; er leugnete die alten Götter nicht. Aber darüber hinaus führte der Weg zu dem geahnten Unbekannten, das schon Herrn Wodes Rätselsuchen gewesen war. Ein frommer Glaube zum Gutsein und zum Menschendienst." Und weiter: „Gott ist hier; er will, daß du Frucht für ihn trägst. Bau mit an der Welt. Er sprach im Gleichnis vom God als dem ewigen Baum des Lebens, von dem ein Blut und Gesicht in uns und im Himmel und in der lebendigen Erde ist. Er sprach von Schicksalen, die seine Gesetze dem Menschen geben; er suchte Sätze von des Mannes Handeln gegen seine Gemeinschaft gleich wie für sich selbst. Haltet die Seele rein und heilig den Leib. Helft an der Seele des Unbekannten, edel und heldenhaft aufwachsend aus eurem Volk." Daß das nicht einfach christlich gemeint ist, zeigt ein späteres Wort Stellings: Auf die Frage, ob er glaube, daß jener Christus den Frieden wollte, antwortet er: „Ich glaub es wohl. Ich weiß aber, daß seine Prediger uns fremd bis in die Seele hinein blieben, und daß God, den ich erkannte, ein anderer ist als jener God. Und daß meines Volkes Heiland als ein anderer kommen wird, als der, der die Liebe predigte und Haß säete." Also Heliandhoffnung, aber noch keine Erfüllung. Blunck hat ein Ahnen von dem, was damals hätte kommen sollen: deutsches Christentum.

Stelling war „der Bauer, der mit Haar und Blut aus dem Boden wuchs, und von der Erde aus seinem übersinnlichen Gottesgesetz nachsuchte". Aber eine Lösung der in Geschichte und Gegenwart vorhandenen Spannung zwischen der Religion Jesu und der — gottgewollten — Erdverbundenheit des niederdeutschen Bauern kündet weder er noch Blunck. Aber daß Blunck an eins der ernstesten Probleme führt, das Kirche und Christentum zu lösen haben, ist gut. Neben der sozialen Frage und der immer erneut aufstehenden Wahrheitsfrage ist die Auseinandersetzung zwischen christlicher Religion und deutschem Bauernblut nötig, weil man der Frage bei der Missionierung ausgewichen ist, vielmehr durch manche Gewaltsamkeit der Bekehrungszeit unmöglich gemacht hat.

Ich weiß mich fern von völkischer Überspanntheit, aber ich sehe immer wieder die Wirklichkeit, daß wenigstens im Bauerntum, aber — wenn auch vielleicht weniger ausgesprochen — auch im Bürgertum, eine starke Spannung zwischen Volkstum bzw. germanischer Naturreligion und Jesu Liebesreligion ist. Denn von diesen starken Kräften, die in Blut und Boden schlummern, ist viel mehr lebendig, als Mancher weiß. Viel mehr, als der Bauer vielleicht auf Befragen zugibt: er lehnt weder Kirche, noch Christentum ab, aber er macht sich seine eigenen Gedanken, weil er für viele seiner Fragen, für seine Denkart in der Kirche keine Antwort bekommt.

Blunck steckt vielleicht noch stark in der „Blutreligion". Das schadet nichts. Aber gegenüber dem Traditionalismus und der Müdigkeit in den Kirchen bedeutet er mit der echten Leidenschaftlichkeit seines Gottsuchens etwas Wertvolles. Und wenn sowohl sein Weland der Schmied (übrigens eins der stärksten Werke über die Wielandsage!) wie Berend Fock am Ende ihres unruh- und leidvollen Lebens zur Erkenntnis kommen, daß der Mensch Frieden braucht und Gnade nehmen muß von den Mächten, die über ihm und seinem unruhigen Herzen sind, so zeigt das, daß Blunck doch auf dem Wege zur Erlösungsbotschaft steht, die über allem Volk- und Naturhaften steht.

Die Skandinavier sind seit Grundtvig auf der Suche nach Einheit von Religion und Volk. Man hat — mit Recht — Blunck mit dem Dänen Joh. Jensen verglichen. Wir erhoffen von ihm für Niederdeutschland, was Jensen seinem Volk bedeutet. Daß er aufrüttelt, und daß die Heliandsehnsucht neue Gestalt unter uns annimmt.

Tating Rudolf Muuß

Bücher und Schriften

Lindseys Kameradschaftsehe, biologisch und ethisch geprüft. Von Professor Dr. D. Dennert. Leipzig, Adolf Klein 1929. 102 S. Geb. 2.50 M.

Ein erfreuliches Buch, das in volksverantwortlichem, ehrlichem Denken, das immerhin Gute der Lindseyschen Bücher anerkennend, von ihrem gefährlichen Einfluß durch sachliche, klar dargestellte Erwägungen warnt. Biologisch, ethisch und auch religiös sind die Grundlagen der letztlichen Ablehnung. Dennert weist auf das Gefährliche des Satzes hin, daß der Geschlechtstrieb ein Trieb sei wie der Hungertrieb. (Wer hungrig ist, mag sich sättigen . . und der Geschlechtshunger . .? Ich möchte noch hinzufügen, daß zur Stillung des Hungertriebes Einer, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes Zwei gehören.) Ferner erkennt Dennert, daß Lindsey die Ehe als „Schicksalsgemeinschaft" mehr oder weniger fremd ist. Der Glücksbegriff bei Lindsey ist eine Sache des äußeren Wohlergehens (Eudämonismus und Utilitarismus). Im letzten Grunde, wenn es manchmal auch anders scheint, ist der Amerikaner Lindsey Rationalist.

Was mir bei Dennert fehlt, ist die Beantwortung der naheliegenden Frage: Was ist zu tun im Hinblick unserer verkehrten zivil-

satorischen Verhältnisse? Also eine Kritik unserer gegenwärtigen Verhältnisse der Schulversklavung und des Uebermaßes der öffentlichen Berufe der Frauen! Wieviel Mädchen nehmen Männern, die sie heiraten könnten, die Stellen weg! Und dann: Das Leid, körperliches und seelisches Leid der übermäßig Vielen, die nicht zur Mutterschaft, ihrem eigensten Berufe, kommen können.

Aber wir dürfen Dennert danken für sein Buch, selbst die, die für religiöse Verhältnisse eine andere Terminologie belieben und weltanschaulich anders fühlen und denken. Wir dürfen uns dieses Buches von Herzen freuen. Erich Bockemühl

Der Mongole in unserer Mitte. Von F. G. Crookshank. München, Drei Masken Verlag 1928. 156 S. 2.80, geb. 3.50 M.

Die Urheimat des nordischen Menschen. Von Johannes Walther. Halle, Max Niemeyer 1926. 33 S. 1.30 M.

Werdegang der Menschheit und Entstehung der Kultur. Von Professor Klaatsch. Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 1925. 392 S. 10, geb. 18 M.

Ist Rasse Schicksal? Von Ministerialrat Konopacki-Konopath. München, Lehmann's Verlag 1926. 30 S. 1 M.

Wer heute über Kultur und Menschheit, Rasse und Volk sich eingehender unterrichten möchte, kann an diesen vier Schriften nicht vorbeigehen. Am gründlichsten und sichersten scheinen mir die Forschungen und Feststellungen von Klaatsch und Crookshank zu sein. Zwischen Mongolen und dem Urang-Utang, sowie zwischen Gorilla und dem schwarzen Neandertaler Elefantenjäger aus Afrika besteht ein merkwürdiger Zusammenhang. Wie Crookhand überzeugend nachweist, ist sogar noch heute die Haltung und die Art des Sitzens bei den Menschenaffen und den beiden entsprechenden menschlichen Rassen dieselbe. Aus den Arbeiten von Klaatsch, Crookhand und des Anatomen Kurz (dem Übersetzer der Arbeit von Crookhand) ergeben sich ganz neue Aspekte der Rassenforschung.

Die Arbeit von Konopacki-Konopath ist eine gute Einführung in die Grundgedanken der „nordischen" Bewegung und eine übersichtliche Wiedergabe der Günther'schen Lehre, die heute immer stärkere Bedenken bei den Fachgelehrten auslöst. Auf jeden Fall hat Johannes Walther Recht, wenn er betont, daß wir uns durch augenblickliche Zeitströmungen und die Wandlungen des Phäno-Typus nicht beirren lassen dürfen, daß wir vielmehr stets den Geno-Typus von Rasse und Volk im Auge behalten müßten.

Wie unsicher das ganze Gebiet der Rassenforschung, der Ethnologie und der Anthropologie heute noch ist, zeigt ein Vergleich der vier angeführten Schriften. Ehe man ein Urteil fällt, muß man auch die Arbeiten von Wilhelm Schmidt („Rasse und Volk" im vierten und fünften Heft von „Hochland" Jahrgang 1926/1927) heranziehen. Im katholischen Sinne hebt er sehr fein den Unterschied zwischen der Erbmasse des Körpers und der göttlichen Ursubstanz der Seele hervor. Karl Strünckmann

Vom Hirten zum Erfinder. Von Michael Pupin. Autorisierte deutsche Übersetzung. Leipzig, Felix Meiner 1929. 384 S. 10, geb. 12 M.

Mikroben-Jäger. Von Paul de Kruif. Zürich und Leipzig, Orell Füßli 1928. Zweite Aufl. 65 Abb. 350 S. 9, geb, 11 M.

Wer in die Sommerfrische geht oder in längerer Genesungszeit einmal wirklich Zeit zum Lesen hat, der sollte sich diese beiden Bücher als bereichernde Lektüre nicht entgehen lassen, niemand wird es bereuen.

Michael Pupin, jetzt Professor der Elektrophysik an der Columbia-Universität in New York, erzählt selbst die Geschichte seines Werdens: Als armer serbischer Hirtenbub macht er beim nächtlichen Hüten der Ochsen seine ersten Beobachtungen über Schall und Licht, die ihm später bei seinen Studien und Experimenten wichtige Grundlagen boten. Seine fromme kluge Mutter, die selbst Analphabetin, hohen Wert legt auf Lernen und Wissen, sorgt, daß der begabte Knabe auf eine höhere Schule kam. Dort machte ihm die Erzählung von Franklins Entdeckung der Herkunft des Blitzes so tiefen Eindruck, daß er von da an Amerika als das Land auch seiner Sehnsucht und Zukunft ansah. Wie es dazu kam, daß er wirklich als junger 17jähriger, unerfahrener Mensch nach Amerika kam, wie er dort die ersten Erfahrungen als Greenhorn durchmachte, um endlich als Student den Träumen seiner Kindheit nachgehen zu können und selbst ein Forscher und Erfinder, ein Lernender und Wissender zu werden, das muß man selbst lesen und miterleben. In plastischer lebendiger Sprache erzählt Pupin von seinem Werdegang. Seine aufgeschlossene Natur öffnet sich jedem Eindruck, macht ihn sich zu eigen. Die Unverbrauchtheit des Naturkindes schützt ihn vor Skepsis und Negation, alles dient ihm zum gesunden, selbstverständlichen Aufstieg. Ergreifend und schön, wie er immer wieder zur heißgeliebten Mutter zurückkehrt, ihr sein Wissen zu Füßen legt. „Sie war immer das aufmerksamste Auditorium, das ich je gehabt habe, und zugleich das verständnisvollste." Ein Wort von ihr, an den Knaben gerichtet, begleitet ihn durch sein ganzes Leben: „Erkenntnis ist die goldene Leiter, auf der wir zum Himmel hinaufsteigen." Später sagte sie einmal zu ihm, als er ihr von seinen Lehrern in Amerika, England und Deutschland erzählt hatte: „Deine Lehrer, welche dir diese Erkenntnis übermittelten, sind so weise, wie die Propheten und so heilig, wie die heiligsten Heiligen im Himmel."

Daß diese Lebenserzählung später tiefer in die vielen von unserem schwerverständlichen Geheimnisse der Physik und Elektrotechnik hineinführt, darf Niemanden abhalten vom Genuß dieses wundervollen Buches.

Mikroben-Jäger führt in ein ganz anderes Gebiet der Naturwissenschaft hinein, ist aber auch durch und durch ein menschliches Dokument. Ein Engländer, Paul de Kruif, erzählt Lebens- und Forscherschicksal von zwölf „Mikrobenjägern", jenen Helden und Märtyrern der Wissenschaft, die den kleinsten Lebewesen unserer Erde nachforschten, um Menschen und Tiere von diesen Lebenszerstörern zu befreien. Wie die fesselndsten Romane lesen sich die zwölf Skizzen von dem Kampf zäher Forscher mit den unheimlichen Feinden. Ganz individuell, jeder von einem anderen Ausgangspunkt her, jeder mit anderer Methode, Leidenschaft und Begabung ziehen sie in den gleichen Kampf. Die Einen gehen bewußt, mit zäher Beharrlichkeit ihren als notwendig erkannten Weg, Anderen fallen durch Zufall und Genialität Erkenntnisse zu, die ihnen ihren Weg weisen. Alle müssen sie durch mühevolle Arbeit Enttäuschungen, Irrungen und Fehlgriffe hindurch, ehe sie bis zur endgültigen sicheren Kenntnis gerade ihres Feindes gelangen und nun daran gehen können, die Abwehrmittel zu finden. Mit köstlichem Humor, gelegentlich mit Satyre und Spott erzählt der Verfasser diese Heldengeschichten und führt mit scharfem Blick in die Psyche seiner „Helden" hinein. Oft erschauert es einen, wenn man liest, was diese kühnen und tapferen Männer auf sich nehmen an bewußter Lebensgefahr, an unerträglich Widrigem und Ekelhaftem, um an ihr Ziel zu kommen. Die zwölf Abschnitte sind: Anton von Leeuwenhoek, Der erste Mikrobenjäger; Lazzaro Spallanzani, Mikroben stammen von Mikroben; Louis Pasteur, Mikroben als Gefahr; Robert Koch, Der Bekämpfer des Todes; Pasteur (noch einmal!) und der tolle Hund; Roux und Behring, Gegen die Diphtherie; Elias Metschnikow, Die braven Phagozyten; Theobald Smith, Zecken und Texas-Fieber; David Bruce, Auf der Spur der Tse-Tse-Fliege; Roß gegen Grassi, Der Kampf gegen die Malaria; Walter Reed, Die Verseuchung des gelben Fiebers; Paul Ehrlich, Die magische Kugel — das Salvarsan. Gute Abbildungen ergänzen und erklären vielfach den Text.

Nur die Großen in diesem Lebenskampf sind in dem Buche gezeichnet, Tausende stehen ihnen still und unbekannt zur Seite. Uns aber ist es gut, einmal tief in solche Hingabe an das innere Müssen hineinzuschauen und daraus zu lernen. Dora Rade

Wöchentliche Chronik

Der Stockholmer Fortsetzungsausschuß beschloß in Eisenach, sich auf Dauer zu organisieren. Der Name soll sein: Ökumenischer Rat für praktisches Christentum. Die Konferenz sprach sich für engere Zusammenarbeit mit verwandten Bestrebungen wie Lausanne und Weltbund aus.

Die Internationale Konferenz für die kirchlichen Hilfswerke hat beschlossen, das Werk der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen noch vorläufig fünf Jahre weiter zu führen.

Die „Germania" vom 13. 9. veröffentlicht einen Briefwechsel zwischen Nuntius Pacelli und Ministerpräsident Braun zum Konkordat. Braun schreibt: „Die Ausschaltung der Regelung der Schulfrage ... wird die verfassungsmäßigen Rechte der preußischen Katholiken auf diesem bedeutsamen Gebiete, insbesondre hinsichtlich der konfessionellen Schule und des Religionsunterrichtes in keiner Weise sachlich beeinträchtigen, da die preußische Staatsregierung es als eine selbstverständliche Pflicht erachtet, die in der Reichsverfassung anerkannten religiösen Rechte zu wahren und zur vorgesehenen Auswirkung zu bringen." Die Acta Sedis Romanae veröffentlichen diesen Briefwechsel gleichzeitig mit dem Konkordat; das preußische Gesetzblatt bringt das Konkordat ohne den Briefwechsel.

Die religiöse Volkspresse in Deutschland zählt 2700 Erscheinungen mit 6 900 000 Auflage, dazu 2100 Ortsausgaben von Stammblättern mit einer Auflage von über 16 Millionen. Die Zahl der Blätter hat seit 1908 um 117,6, die Auflage um 97,3 % zugenommen.

Laut Denkschrift des Reichsinnenministers verfielen durch Spruch der drei Prüfungsstellen bis 31. 5. d. J. 63 Schriften dem Schund- und Schmutz-Gesetz. Die Prüfungsstellen haben kein Recht der Initiative, es müssen Antragsteller dasein. Nur preußische, sächsische und württembergische Ministerien haben Anträge gestellt, dazu neun Landesjugendämter. 260 Anträge ergingen an die Prüfungsstelle Berlin, 37 an München, 67 an Leipzig.

In Deutschland gibt es 13 298 Mennoniten, davon 7599 in Preußen, 2765 in Bayern, 1198 in Baden, 729 in Württemberg, 446 in Hessen, 302 in Hamburg. Unter den preußischen Provinzen steht Ostpreußen mit 31 902 oben an, dann folgt die Rheinprovinz mit 1322, Berlin 599, Hannover 442, Westfalen 306, Schleswig-Holstein 227, Brandenburg 218.

Die sozialistische Kinderfreundbewegung umfaßt in Deutschland 2500 Kindergruppen mit über 100 000 Kindern. Ihr „Kinderfreund" mit 300 000 Auflage ist die verbreitetste Kinderzeitschrift in Deutschland.

Die Jugendweihen in Berlin sollen vereinheitlicht und unter den Namen „Jugendweihen der Sozialisten und Freidenker" durchgeführt werden. Dem Verbande gehören an der Verband für

Freidenkertum und Feuerbestattung, der Ortsausschuß Berlin des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Bezirksverband Berlin der SPD, der Bezirksverband im Bunde der freien Schulgesellschaften Deutschlands und die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer. AELKZ 34

Die Stahlkirche von der Kölner Pressa ist bisher noch nicht verkauft, doch sind nach ihrem Vorbild bereits mehrere Kirchen in Amerika erbaut.

Der sächsische Landtag hat mit 44 kommunistischen, sozialdemokratischen und demokratischen Stimmen gegen 40 Stimmen der übrigen Parteien einen Antrag auf Wegfall des ordentlichen Religionsunterrichts in den beiden ersten Schuljahren angenommen. Das Evangelisch-Lutherische Landeskonsistorium in Dresden hat gegen diesen Landtagsbeschluß beim Ministerium für Volksbildung Einspruch erhoben.

In der Ephorie Dresden-Stadt ist für die Beflaggung der kirchlichen Gebäude vereinbart worden, daß die Kirchen nur an kirchlichen Festen mit Ausnahme von Karfreitag, Bußtag und Totensonntag selbständig zu flaggen haben: bei weltlichen Feiern jeweilen nach Anordnung der Superintendentur, aber nur mit der Kirchenfahne, nicht außerdem noch mit staatlichen oder städtischen Fahnen.

In Leipzig ist im Hinblick auf die schwere wirtschaftliche Notlage und die wachsende Tanzunlust eine Gesellschaft zur Förderung des Tanzes begründet worden.

Die Wohlfahrtsschule des Hessischen Diakonievereins in Darmstadt erlangte die staatliche und die damit verbundene Pfarrgehilfinnenschule (für Gemeinde- und Jugendpflege) die kirchliche Anerkennung.

Für die in Stuttgart vom 5.—27. Oktober stattfindende „Ausstellung für Ernährung und Körperpflege" hat die Leitung den Ausschank alkoholischer Getränke verboten.

Der Schweizerische Reformierte Pfarrverein hatte in Aarau eine leidenschaftliche Verhandlung über „Kirche und Frieden". Mit 130 gegen 105 Stimmen wurde von Abstimmung abgesehen und die Frage einer Studienkommission überwiesen.

In England haben 13 Geistliche für die Arbeiterpartei kandidiert.

Der neue englische Schatzkanzler lehnt die von der alten Regierung in Aussicht gestellten Steuererleichterungen für das Alkoholgewerbe ab. Der neu ernannte Generalpostmeister beabsichtigt, nach Ablauf der Verträge alle in englischen Postämtern aushängenden Alkoholplakate entfernen zu lassen.

In den Stanislauer Anstalten von D. Zöckler hat ein großer Brand Gebäude und Erntevorräte vernichtet; der Schaden beläuft sich auf 100 000 Zloty. (Gaben an die Schriftleitung der Christlichen Welt.)

In Ungarn traten 1919 bis 1927 44 000 Personen über, davon 6700 zur Römischen Kirche (1919 4407, 1927 nur 199), zu den Baptisten 3233, zu den Reformierten 1302. Die Juden hatten einen Verlust von 10 173 (1919 7099, 1920 1577), die griechisch-orientalische Kirche von 1099, die griechisch-katholische von 389 Seelen. UPD

Die ungarisch-reformierte Kirche hat eine neue bereicherte Agende herausgegeben. Die neue liturgische Ordnung ist allen Gemeinden zur Pflicht gemacht. Die Gottesdienstordnung enthält Gemeindegesang, Gebet, Sündenbekenntnis und Gnadenankündigung, Bibelvorlesung, Lektion, Erklärung, Predigt, Glaubensbekenntnis, Kollekte und Segen.

Die Evangelische Synode in Bosnien, die in der alten Donaumonarchie eine kleine autonome Kirche war, zählt 7000 Seelen in 27 Mutter-, 22 Tochtergemeinden und einer weitverstreuten Diaspora, meist aus den deutschen Kolonien. Die Kirchenverfassung besteht nur aus fünf Paragraphen.

Eines der umfangreichsten deutschen Journale Rußlands „Neuland" ist zu einem „ausgesprochen antireligiösen Kampforgan für die Deutschen der Sowjetunion" geworden und hat dadurch trotz dem geringen Preise von 25 Kopeken für den Monat einen sehr großen Teil seiner Leser verloren. REvP

Die Atheistenzelle der Halberstädter medizinischen professionellen Schule in Rußland organisierte einen antireligiösen Bibelzirkel, um an der Hand der Bibel deren Schwächen zu studieren; dieser ist aber von der Kreisverwaltung des Atheistenverbandes wieder aufgelöst worden: „da die Teilnehmer durch die Beschäftigung mit der Bibel leicht wieder zur Religion zurückgeführt werden könnten". REvP

Wegen verschiedener Auslegung des im vorigen Jahre abgeschlossenen Konkordats zwischen Litauen und der Kurie: Sperrung von Subventionen für christlich-demokratisch eingestellte Schulen, Verstaatlichung von katholischen Privatschulen, Bau eines Priesterseminars ohne staatliche Genehmigung — haben der Papst seinen Nuntius, Litauen seinen Gesandten am Vatikan abberufen.

In Guatemala wurde eine deutsche evangelische Gemeinde mit 80 Mitgliedern gegründet; die Versammlungen finden in einem Privathause statt, ein Pfarrer ist erbeten.

Von 17 Stationsgebieten der Baseler chinesischen Mission macht Hongkong mit 1200 Christen als erste sich selbständig.

Auf dem evangelisch-nationalen Christenkongreß in Hangchow wurde beschlossen vom 1. Januar 1930 an einen fünfjährigen groß angelegten Evangelisationsfeldzug in China zu unternehmen. ZMR 8

Das japanische Religionsgesetz, wodurch das Christentum als gleichberechtigt mit anderen Religionen anerkannt werden sollte, ist zum zweiten Male vom Parlament abgelehnt worden, weil auch in dem veränderten Entwurf der Staat zu starke Kontrollmaßnahmen vorgesehen habe. Auch zwei christliche Kirchen haben gegen den Entwurf agitiert. ZMR 8

Von Personen. Berufen: Professor D. de Zwaan in Groningen als Nachfolger von Windisch für NT. nach Leiden. Ernannt: D. Adolf Keller in Genf, Privatdozent in Zürich, zum Titularprofessor von Zürich; Pfarrer Willy Corswant in Chaux de Fonds, a. o. in Neuenburg, zum o. Professor. Promoviert: Pfarrer Menn in Düsseldorf und Pfarrer Seiler in Essen zu Licc. h. c. von Bonn; Bischof Baltazár zum Dr. phil. h. c. von Debreczen. Gewählt: Pfarrer Lic. Otto Fricke in Frankfurt a. M. zum Studentenseelsorger im Nebenamt. Gestorben: Direktor der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen Rudolf Schmidt; Präses der evangelischen Synode in Bosnien Ludwig Schäfer. E St

Verschiedenes

Eisenach. Die Verhandlungen sind öffentlich, ebenso in Basel. Augustusburg trägt ja wohl zum Teil intimen Charakter. Das Programm der drei Veranstaltungen steht im Anzeigenteil zu lesen.

Das Marburger Religionsgespräch 1529. Versuch einer Rekonstruktion. Von Walther Köhler. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 148. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger 1929. 141 S. 3.80 M.

Meinem Versuch eines Protokolls (vgl. Anm. Sp. 828 v. Nr.) ist nun eine meisterhafte Wiedergabe des Gesprächs in direkter Rede gefolgt — soweit sie eben möglich ist — in starker Verkürzung — auf Deutsch, wie denn Rede und Gegenrede damals in deutscher Sprache erfolgt sind. Dies zum erwünschten persönlichen Gebrauch und zum Vorlesen auf S. 7—38. Dazu eine gelehrt zuverlässige Synopse der Quellen, je in Latein oder Deutsch, S. 39—141 mit allem Zubehör. Nur Ein Mangel: es fehlen die Marburger Artikel. Sie durften für ein größeres Publikum nicht als bekannt oder leicht zugänglich vorausgesetzt werden. Ohne sie ist der Eindruck des Ausgangs in discordia, wie er ja auch durch die nachfolgende Briefschreiberei unterstützt wird, zu stark, und das Bild wird weniger geschichtstreu. Schade.

In Marburg haben uns am 14. und 15. fünf Studenten ohne Prätension sehr gut und wirksam das Gespräch vorgelesen. Im Rittersaale des Schlosses, vor einer großen dankbaren Zuhörerschaft.

Den Bericht über die Tagung wollen wir lieber, in Ruhe abgefaßt, das nächste Mal bringen. Auch der verheißene Ergänzungsartikel über Calvins Stellung zum Abendmahlsstreit folgt in nächster Nummer.

Ein „Deutscher Frauen-Almanach" unter Mitarbeit führender Frauenverbände und mit einer Einführung von Frau Dr. Agnes von Zahn-Harnack befindet sich für 1930 im Verlag Leopold Klotz in Gotha in Vorbereitung. Zum ersten Male soll damit ein Auskunftsbuch der deutschen Frauenbewegung und Frauenarbeit geschaffen werden, das alle im literarischen, künstlerischen und öffentlichen Leben stehende Frauen und alle Frauenvereinigungen deutscher Zunge erschöpfend verzeichnen soll. Der Verlag ladet die in Frage kommende Frauenwelt ein, von ihm Fragebogen zu verlangen und diese ausgefüllt einzusenden.

Versammlungskalender

23.—25. September Religionspädagogischer Lehrgang Wusterhausen a. d. Dosse
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
26. September Gesellschaft für Kirchengeschichte Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
7.—10. Oktober Reformierter Bund Theologische Woche Elberfeld
7.—11. Oktober Ferienkurs Malente-Gremsmühlen
14.—15. Oktober Luther-Gesellschaft Bielefeld
23.—25. Oktober Lehrgang für Evangelische Jugendführung (BDJ) Halle
24.—26. Oktober Gesellschaft für Soziale Reform Mannheim

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 34: Der natürliche Mensch (Kiefer). Briefe, die viele erreichen möchten. Zur Verurteilung des Pfarrer Knote (Fink). Blumentränen (Ad. Wendt). Altes und Neues (Feuerbach). Vom unnatürlichen Bündnis zwischen Zentrum und Protestanten. Von gestern und heute (Daniel Greiner. Holl über das Apostolikum. Pazifismus und Buddhismus u. a.). Büchertisch.

Inhalt Nr. 35: Gebetsseufzer (Kiefer). Wege zu R. M. Rilke (Müller-Apollensdorf). Die Negerfrage in Nordamerika (Devaranne). Bach und Offenbach (E. W. Schmidt). Altes und Neues (L. Scheffen-Döring). Von gestern und heute (Geschichtliche Erinnerungen zum Fall Knote. Geistige Führung. Christengemeinschaft. Staatsvertrag u. a.). Büchertisch.

Bund für Gegenwartchristentum

1.—3. Oktober in Eisenach („Erholung")

Dienstag, 1. Oktober Nachmittag 4 Uhr: **Ordentliche Mitgliederversammlung** der Freunde der Christlichen Welt.

Abends 8 Uhr: Vortrag von Witte **„Der Säkularismus und das Christentum in Ostasien."**

Mittwoch, 2. Oktober Vormittag 9 Uhr: **Morgenandacht.**

„Wahrheit und Gewißheit"

9¾ Uhr D. Bultmann, 12 Uhr D. Gogarten, 6 Uhr Aé.

Gemeinsames Mittagessen und Ausflug nach der Wartburg.

Donnerstag, 3. Oktober von Vormittag 9 Uhr bis zum Abend: Aussprache über die drei Vorträge.

Gemeinsames Mittagessen.

Freitag, 4. Oktober: Treffen in Friedrichroda, Haus der Christlichen Welt, Schreibersweg 6.

Wohnungsanmeldungen an den Eisenacher Verkehrsverein gegenüber dem Bahnhof (Gasthofsquartier, Fremdenheim oder Privatquartier, Bett ohne Frühstück 1,50—8 M.); dort auch Empfangsbureau (Tagungskarte 3, Mittagskarte 2 M.) bis zum Beginn der Versammlungen, dann in der „Erholung".

4.—6 Oktober in Augustusburg

Freitag, 4. Oktober Nachmittag 3 Uhr: **Bundesversammlung.**

Abends 8 Uhr: Vortrag von Stepun **„Der Geist der russischen Frömmigkeit."**

Sonnabend, 5. Oktober Vormittag 9 Uhr: Vortrag von Weinel **„Vom Geist der westlichen Frömmigkeit."**

Nachmittags 5 Uhr: Mysterium „Brand".

Sonntag, 6. Oktober 9 Uhr: Gottesdienst in der Schloßkapelle mit Kommunion.

Wohnungen durch den Stadtrat von Augustusburg (Erzgebirge).

Freunde der Christlichen Welt

7. Oktober in Basel

Montag, 7. Oktober Vormittag 10½ im Evangelischen Vereinshaus, Nadelberg 6 (Eingang auch Petersgraben 37):

Vortrag von Paul Jaeger **„Gewißheit."**
I. Teil 11—11¾, II. Teil 12¼—13 Uhr.

13½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Blauen Kreuz, Petersgraben 23. Preis Frs. 3.— (mit Kaffee).

15 Uhr: Beginn der Aussprache im Evangelischen Vereinshaus.

Bund für Gegenwartchristentum

Ortsgruppe Dresden.

Sonntag, den 22. September, 18 Uhr: **Gottesdienst**, Blochmannstr. 2.

Donnerstag, den 17. Oktober, 20 Uhr: **Vortrag** von Pfarrer Bickelhaupt: „Die Botschaft Stefan Georges." Blochmannstraße 2.

Sonntag, den 20. Oktober, 18 Uhr: **Gottesdienst** in Trachau.

Donnerstag, den 14. November, 20 Uhr: **Vortrag** von D. Johannes Naumann: „Die Psychoanalyse." Blochmannstraße 2.

Sonntag, den 24. November, 18 Uhr: **Gottesdienst** (Totenfeier).

Sonntag, den 1. Dezember, 18 Uhr: **Gottesdienst** mit Abendmahlsfeier.

Mittwoch, den 25. Dezember, 8 Uhr: **Christmette** in der Ehrlichschen Gestiftskirche (Eingang Eliasstraße).

Dienstag, den 31. Dezember, 23—24 Uhr: **Silvestergottesdienst.** Blochmannstraße 2.

Die Pfarrstelle an **St. Georg-Cliestow** in Frankfurt (Oder) wird durch Pensionierung des zeitigen Inhabers am 15. Oktober ds. Js. frei. Schöne neue Kirche, gute Pfarrwohnung in modernem Gemeindehause. Schulen aller Art in der Stadt.

Gewünscht wird ein Pfarrer von etwa 10jähriger Amtstätigkeit mit guter Predigtgabe, gründlicher wissenschaftlicher Bildung.

Meldungen umgehend an den Patron, den Magistrat in Frankfurt (Oder).

Gut erhalten abzugeben:

Chronik der Christlichen Welt 1904 bis 1917 (Aufhören des Erscheinens):

1904 bis 1906, groß 4°, in Halbleder gebunden,
1907 bis 1912, groß 8°, gebunden in Originalleinenbände,
1913 bis 1917, groß 8°, ungebunden, mit Originaleinbanddecken (für 1913 bis 1915.

Preisangebote unter **Nr. 18** an den Verlag der „Christlichen Welt".

VOR KURZEM ERSCHIEN

Erfahrung und Glaube bei Luther

von Dr. theol. **Hans Michael Müller**

Privatdozent an der Universität Jena

Die mit einem guten wissenschaftlichen Rüstzeug durchgeführte Arbeit darf als wesentlich bereichernder Beitrag zu den Lutherforschungen des Neuprotestantismus angesprochen werden, zumal der Verfasser mit dem Ergebnis seines Buches die Substanz aller protestantischen Theologie verstärkt. Die Aufgabe „Erfahrung und Glauben" zu interpretieren ist jeweils im Wandel der Geisteslage begründet; es kommt also darauf an, Luthers Aussagen zur Glaubensgewißheit sachgemäß und systematisch, d. h. der heutigen Zeit angemessen, darzustellen. Der Schwierigkeit dieser Aufgabe, die Probleme „bei Luther" und „für Luther selbst" zu scheiden, bleibt sich der Verfasser im Verlauf seiner Arbeit durchaus bewußt. Karl Holls entscheidender Hinweis auf die Erfahrung des Gerichts, ist der Sache nach Ausgangspunkt des Buches, das sich notwendig mit Luthers Christologie beschäftigt und damit zugleich in die Tagesdiskussion der Gegenwartstheologie hineingehört. Von der Auseinandersetzung mit der Christologie her erfolgt auch die Formulierung der Gewißheitsfrage, und beachtlich ist, wie letztlich für Hans Michael Müller die Botschaft vom Reich durch das Wort vom Kreuz begründet wird. Da der Aufriß des reichen Materials neuartig ist, werden im theologischen Lager insonderheit die Ausführungen über „Verheißung" und „Entscheidung" (Lehre und Leben — Exempel und Exegese — Geisteszeugnis und Prädestination) die Diskussion beleben.

VIII, 199 Seiten / 8°. Preis brosch. RM 9.75

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 5. Oktober